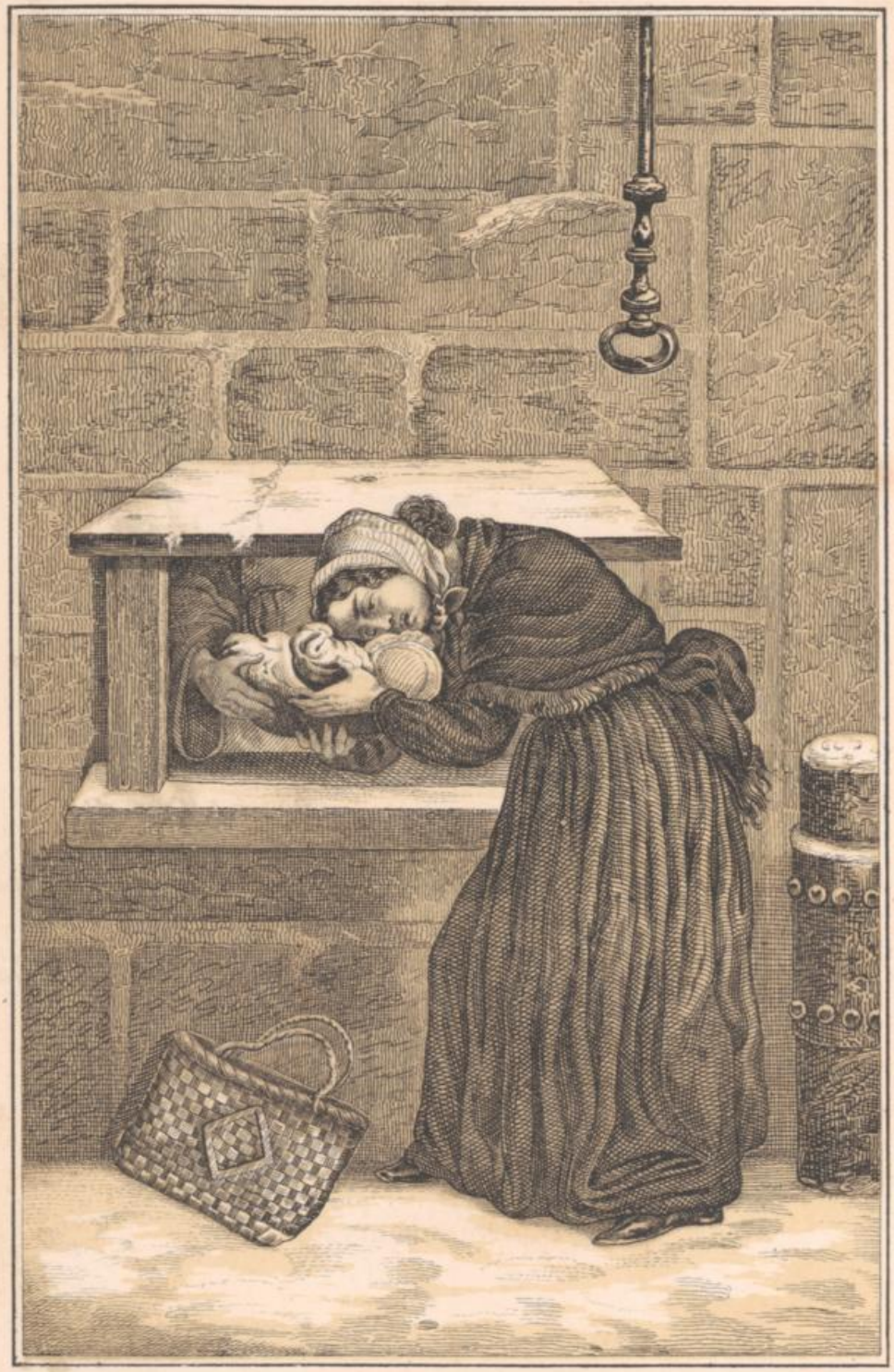


Der Abschied am Findelhause.

Deutscher

Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

Ph. Jac. Beumer.

Neue Folge.

VI. Jahrgang.

Zweite Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Des alten Schulmeisters liebstes Lied	63
Der Erbschleicher	66
Der Buchweizen	94
Der Herbstabend	96
Pius der Neunte	97
Zahlengrößen	100
Des Herren Wege sind wunderbar	101
Spruch für das Leben	102
Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?	103
Die Jungfrau auf dem Lurley	104
Häuslichkeit des Bauernstandes	106
Abraham und der Fremde	107
Die drei Missionare unter den Hottentotten	108
Wahre Freude	110
Gottes Vorsehung	111
Der Findling und seine Mutter	115
Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen	118
Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein	121
Prinz Ludwig von Preußen	122
Räthsel	124

Mit Steinzeichnungen.

Wesel, 1861.

Druck und Verlag von A. Bagel.

D. Lit. 1731
2
5

10. 152.8.

Des alten Schulmeisters liebstes Lied.

Wie schön leuchtet der Morgenstern!
Hab' doch kein and'res Lied so gern!
Mit Thränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, spiel' ich den Choral.
's war damals, als der alte Fritz
Noch stritt um Schlesiens Besitz.
Hier in den Schluchten lag sein Heer,
Der Feind dort auf den Höh'n umher.
Da sah's im Dorf gar übel aus,
Die Scheuern leer, kein Brod im Haus,
Im Stalle weder Pferd noch Kuh
Und vor dem Feind die Furcht dazu. —
So hatt' ich eben eine Nacht
Mit Seufzen und Gebet durchwacht
Und stieg beim ersten Morgengrau'n
Den Thurm hinauf, um auszuschau'n,
Wie's draußen stünd'; 's war still umher,
Und ich sah keine Feinde mehr.
Da zog ich still mein Käpplein ab,
Dem lieben Gott die Ehre gab.
Auf einmal trabt's in's Dorf herein,
Der Himmel woll' uns gnädig sein!
Ein alter Schnauzbart jagt im Trab
Nach meinem Haus; — dort steigt er ab;
Kaum bin ich unten, schreit er: „Lauf',
Schließ' mir geschwind die Kirche auf!"
Ich bat: Bedenkt, 's ist Gottes Gut,
Was man vertraut hat meiner Hut,
Und Kirchenraub bestraft sich schwer. —
Doch er schrie wild: „Was schwefelt er?
Flink aufgeschlossen! sonst soll ihn!" — —
Schon wollt' er seinen Säbel zieh'n.
Da dacht' ich bang an Weib und Kind
Und öffnete die Kirch' geschwind
Und trat dann zagend mit ihm ein;
Mein Weib schlich weinend hinterdrein.

Er ging vorüber dem Altar,
Hinauf dann, wo die Orgel war;
Da stand er still. „Gesangbuch her!
Hier den Choral, den spielet Er,
Und daß Sie brav die Bälge tritt!
Marsch! Vorwärts jetzt und zögert nit!“
Ich fing mit einem Vorspiel an,
Wie ich's mein Lebetag gethan,
Da fiel der Alte hitzig ein:
„Was soll mir das Geklimper sein?
Hab' ich's denn nicht gesagt dem Herrn:
Wie schön leuchtet der Morgenstern?“ —
's ist nur das Vorspiel. — „Dummes Zeug!
Was spielt Er den Choral nicht gleich?“
So spielt' ich denn, weil er's befahl,
Ganz ohne Vorspiel den Choral.
Der alte Schnauzbart sang das Lied,
Ich und mein Weib, wir sangen mit. —
Das Lied war aus; still saß der Mann,
Ein heißer Strom von Thränen rann
Ihm über's braune Angesicht,
Die funkelten wie Demantlicht.
Dann stand er auf und drückte mir
Die Hand und sprach: „Da, nehmt das hier!“ —
Es war ein großes Thalerstück,
Ich wies das Geld beschämt zurück.
Er aber rief: „Was soll das, Mann,
Bei Gott, es klebt kein Blut daran!
Gebt's an die Armen in dem Ort!“
Drauf gingen wir zusammen fort,
Und noch im Gehen sprach er weich:
Kein Lied kommt diesem Liede gleich.
Es hat mich in vergang'ner Nacht
Zum lieben Gott zurückgebracht. —
's rief gestern Abend der Major
Vor uns'rer Front: „Freiwill'ge vor!
's soll ein verlorner Posten steh'n
Dem Feinde nah, dort auf den Höh'n.
Hat Keiner Lust, hat Keiner Muth?“
Da trieb mir in's Gesicht das Blut:
Da müßten wir nicht Preußen sein!
Ich rief's und trat rasch aus den Reih'n.

Drei meiner Söhne folgten mir:
„„Gehst Du, so gehen wir mit Dir.““
So zogen wir nach jenen Höh'n,
Um dort die ganze Nacht zu steh'n.
Es blitzte hier, es krachte da,
Es war der Feind uns oft so nah',
Daß er uns sicherlich entdeckt,
Hätt' uns nicht droben der versteckt.
Ja, Mann, ich hab' so manche Nacht
Im Feld' gestanden auf der Wacht;
Doch war mir nie das Herz so schwer, —
's kam nur von meinen Jungens her.
Ihr habt ja Kinder, nun da wißt
Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
Drum hab' ich auch empor geblickt
Und ein Gebet zu Gott geschickt;
Und wie ich noch so still gefleht,
Da war erhört schon mein Gebet,
Denn leuchtend ging im Osten fern
Auf einmal auf der Morgenstern,
Und mächtig mir im Herzen klang
Der längst vergess'ne fromme Sang;
Hätt' gern gesungen gleich das Lied,
Doch schwieg ich, weil's uns sonst verrieth.
Zugleich fiel mir noch Manches ein,
Was anders hätte sollen sein,
Vor Allem, daß ich dieses Jahr
Noch nicht im Gotteshause war.
Das machte mir das Herz so schwer,
Das war's, das trieb mich zu Euch her.“ —
Der Alte sprach's, bestieg sein Pferd
Und machte munter Rechtsumkehrt.
Seht! drum hab' ich das Lied so gern:
„Wie schön leuchtet der Morgenstern,“
Und spiel' noch heute jedes Mal
Ganz ohne Vorspiel den Choral;
Und wenn ich spiel', sitzt immerdar
Mir dicht zur Seite der Husar;
Ich höre seinen kräft'gen Baß,
Und da — wird mir das Auge naß.

Der Erbschleicher. *)

Vor etwa 50 Jahren ging ein gewisser Georg Keller aus Hamburg mit auf See. Die erste Fahrt, welche er mitmachte, ging nach Canada, jener großen emporblühenden Colonie Englands. Allein schon diese erste Fahrt hat ihm einen gewissen Widerwillen zum Seeleben beigebracht, und er entschloß sich deshalb, in Amerika zu bleiben und sein Glück im Handel zu versuchen. Die Ansiedler in Canada unterhielten nämlich einen Tauschhandel mit den Indianern, und wer diesen recht verstand, dem wurde es ein Leichtes, bald zu großem Vermögen zu gelangen: denn diese Kinder der Natur — die Indianer — gaben für eine Axt, ein Messer, ein Pulverhorn 2c. die schönsten Häute erlegter Thiere. Keller war ein umsichtiger Kaufmann, und er brachte es bald dahin, sein Geschäft im Großen betreiben zu können. Er blieb durch diesen Handel auch in Verbindung mit seiner Heimath, obgleich die größte Anzahl Biberhäute nach England ging. Georg Keller wurde bald ein reicher Mann. Dennoch fehlte ihm Vieles! Er kannte das schöne Familienleben nicht, in welchem jede Tugend gedeiht. Er blieb ehelos. Als er das 60. Lebensjahr erreicht hatte, zog er sich vom Handelsplatz der Welt mit etwa 4 Millionen Dollars in das stille Privatleben zurück, kaufte sich am Missisippi ein schönes Landhaus, und wollte hier seine übrigen Lebenstage in Ruhe beschließen. Das läßt sich leicht sagen, aber nicht so leicht ausführen. Er, der thätige Handelsmann, wurde bald darauf ein grämlicher, mürrischer, alter Junggeselle, der, seines Reichthums unerachtet, nie recht froh werden konnte.

Auf diesen Reichthum aber freuten sich drei Erben, zwei mehr, der dritte weniger. Das war so. Keller hatte zwei Vettern und eine Nichte, drei Geschwisterkinder in Deutschland, die seine nächsten Anverwandten waren.

Bernhard Keller war ein reicher Kaufmann in Hamburg. Jede Faser an ihm war Kaufmann; er suchte zu erwerben, um zu besitzen; aber auch, um sich, seiner Frau Adolphine und seinem einzigen Töchterchen Annchen das Leben angenehm und schön zu machen. Gustav Keller, der Sohn eines andern Bruders, war Gutsbesitzer im Mecklenburgischen; ebenfalls ein

*) Nach einer Erzählung von Kleinsteuber, welche im Niederrheinischen Volkskalender für 1861 enthalten ist. Beumer.

reicher Mann, der aber mit seinen Reichthümern den schmutzigsten Geiz verband. Dann hatte Georg Keller noch eine Schwester gehabt, die war an einen Beamten mit Namen Burgmüller verheirathet gewesen. Aus dieser Ehe war eine einzige Tochter mit Namen Minna übrig, welche einfach und bescheiden in der großen Stadt Hamburg lebte, und durch Nähen und Sticken sich ihren Unterhalt erwarb. Ihre reichen Vettern kümmerten sich nicht um sie, oder ließen ihr doch wenigstens von ihrem Ueberflusse keine Unterstützung zukommen. Diese drei wußten wohl, daß sie einen reichen Onkel in Amerika hatten, und den sie von Gott und Rechtswegen beerben mußten; aber Jeder hatte seine besondere Ansicht dabei. Minna, diese bescheidene, fleißige, schüchterne Jungfrau, hatte oft gedacht: der Onkel könnte dir wohl helfen, aber er weiß gewiß nicht, daß ich oft Mangel leide. Nun, der liebe Gott wird schon helfen, und wenn der Onkel auch meiner vergißt, so will ich doch seiner in meinem Gebete nie vergessen.

Bernhard Keller, der Hamburger Kaufmann, dachte mit Sehnsucht der reichen Erbschaft, und fürchtete nur, daß der Onkel die beiden andern Verwandten in gleicher Weise bedenken würde, wie ihn. Gustav Keller, der Geizhals, gönnte natürlich nur sich die ganze Erbschaft, und der Neid und die Habsucht quälte ihn Tag und Nacht, daß er vielleicht nicht der Alleinerbe sein könnte. Auch peinigte ihn der Gedanke, daß sein Vetter Bernhard in Hamburg vielleicht im Briefwechsel mit dem Onkel stehe. Um sich darüber zu vergewissern, vertraute er sich einem Abenteurer, der es verstand, auf anderer Leute Kosten ein flottes Leben zu führen. Dieser Schändliche hieß Adamski, war ein geborner Pole, und verstand es, auf alle möglichen Arten sich Geld zu erschwindeln. Er machte den Zwischenträger zwischen Bernhard und Gustav Keller, ohne daß beide seine Ränke durchschauten.

Im Sommer des Jahres 1858 empfing Bernhard Keller folgenden Brief von dem reichen Onkel:

„Gottes Hand ruht schwer auf mir. An Gemüth und Geist schon lange niedergedrückt, ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne inneren Frieden, hat mich nun auch noch ein körperliches Leiden befallen und unter Schmerzen seit mehreren Wochen an das Krankenbett gefesselt. Vielleicht ist es Gottes Wille, daß ich bald von dieser Erde scheiden soll. Auch die Aerzte geben mir nur noch wenige Wochen zu leben. Unter solchen Umständen muß ich natürlich daran denken, über mein Vermögen letztwillige Verfügungen

zu treffen. Ich glaube keinen bessern Gebrauch von meinen irdischen Gütern machen zu können, als wenn ich dieselben wohlthätigen Stiftungen, Waisenhäusern, Armenschulen, Krankenhäusern u. s. w. hinterlasse und so mit einem Gott wohlgefälligen Werke aus der Welt gehe. Ich muß auch auf diese Weise nachzuholen suchen, was ich leider schon zu lange während eines eigensüchtigen Lebens verabsäumt habe. Nie dachte ich mitten unter meinen Reichthümern daran, die Armen und Bedürftigen Theil an denselben nehmen zu lassen und mich nur als von Gott eingesetzten Verwalter meiner Güter zu betrachten. — Ich muß dem Höchsten danken, daß er mir noch die Zeit vergönnt, dieses Unrecht, diese Sünde einigermaßen wieder gut zu machen. An den Pforten des Himmels stehend, fühle ich eine so tiefe Reue über mein hartherziges, liebloses Leben, daß ich jetzt noch doppelt so viel Vermögen haben möchte, nur um damit recht vielen Unglücklichen helfen zu können.

Du und Gustav befindet Euch in einer Lage, die durch Vermehrung Eurer Güter nicht wahrhaft glücklicher werden würde. Arbeiten und von seiner Arbeit leben können: das ist der wahre Beruf und das wahre Glück des Mannes. Ich müßte daher fürchten, Euch nur einen schlechten Dienst zu erweisen, wenn ich Euch mit einem Mal in den Besitz eines großen Vermögens setzte. Dies würde Euch doch keinen Segen bringen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß dasjenige Vermögen, welches über das nothwendige hinausgeht, nichts zu unserm wahren Glücke beiträgt, ja daß darin vielmehr noch Gefahr für unsere Tugend, unser himmlisches Heil und unsere Seelenruhe liegt.

Darum bleibe es bei meinem obigen Entschluß. Ich gebe Euch hiervon Nachricht, damit Ihr nicht zu spät in der etwaigen Hoffnung auf eine bedeutende Erbschaft getäuscht werdet.

Diese mit müder Hand geschriebene Nachricht ist wohl die letzte, die von mir an Euch gelangt. Ich gebe Euch die besten Segenswünsche mit auf Eure fernere Lebensbahn. Gedenket auch Ihr in Euren Gebeten des fernen, einsamen und armen Onkels, daß ihn der Engel des Todes sanft und ruhig erlöse.

Georg Keller."

Dieser Brief brachte den Kaufmann in die größte Aufregung. Um jeden Preis mußte die Erbschaft gerettet werden, und er entschloß sich, in den ersten Tagen mit der Austria nach Amerika zu fahren. Seine Gattin bat ihn, zu bleiben; da er dies aber verweigerte, so bestand sie darauf, daß sie und ihr Töchterchen

die Reise mitmachen dürften. Bernhard gab solches endlich zu, und nun ging es sogleich an's Einpacken. Um diese Zeit kam Adamski in's Haus des Kaufmanns und durchschaute sogleich seine Absicht. Bernhard, der nicht den Verräther in dem schändlichen Polen erkannte, sagte ihm, daß er eine Reise nach Amerika zu machen gedächte. Eine Stunde später saß Adamski auf der Eisenbahn, eilte zu Gustav Keller, um ihm diese Nachricht zu bringen. Der sonst so geizige Landwirth entschloß sich ebenfalls zur Reise nach Amerika und Adamski machte es ihm begreiflich, daß er seiner bedürfen würde, weil er der englischen Sprache nicht mächtig sei; also auch Adamski sollte die Reise mitmachen. Aber teuflische Gedanken gingen in der Seele dieses Schändlichen umher; denn er hatte den Entschluß gefaßt, die Erbschaft für sich in Anspruch zu nehmen, um jeden Preis.

Auch Minna Burgmüller hatte einen Brief vom Onkel erhalten, ähnlichen Inhalts, wie Bernhard Keller; allein sie hatte ja nicht die Mittel, um den Onkel zu besuchen, und mußte sich deshalb damit begnügen, einen recht herzlichen Brief als Antwort ihm zu senden. Dieser Brief lautete:

Hamburg, den 6. Sept. 1858.

„Wie sehr haben Sie mich, lieber Onkel, mit Ihrem Briefe überrascht und erfreut! Er ist mir ein theurer Beweis, daß Sie trotz Ihres langen Schweigens noch der Tochter Ihrer Schwester gedenken. Aber wäre nur auch das, was Sie darin über Sich und Ihre gegenwärtige Lage sagen, weniger betrübend! Wie schmerzt es mich, Sie vereinsamt, voller Kummer und Unzufriedenheit auf dem Krankenlager zu wissen, ohne etwas zu Ihrer Erleichterung und Zerstreuung thun zu können. Wie gern würde ich zu Ihnen eilen, um Sie zu pflegen und Ihnen während der langen Tage und Nächte Gesellschaft zu leisten. Aber daran darf ich nicht denken, denn mir fehlt das Geld zur Reise gänzlich. So muß ich mich denn damit begnügen, Ihnen ein freundliches Wort über den Ocean hinüber zu senden. Mögen Sie es mit Nachsicht aufnehmen.

Daß Sie im frommen Drang des Herzens über Ihr Vermögen zum Besten der leidenden Mitwelt verfügen wollen, kann ich nur billigen. Gott wird mit Wohlgefallen auf dies großmüthige Werk menschlicher Barmherzigkeit herabsehen und wird Ihnen dafür schon hier auf Erden jene selige Ruhe in das Herz senken, die der schönste Lohn des Wohlthuns und eines christlichen Wandels ist.

Ich werde Sie, lieber Onkel, täglich in meine Gebete einschließen, daß Gott Ihre Schmerzen mildere und seine Engel des Friedens an Ihr Lager sende. So leben Sie denn recht wohl, und seien Sie überzeugt, daß das Herz Ihrer Nichte nicht aufhören wird, auch in weiter Ferne voll inniger Theilnahme Ihrem Schicksale zu folgen. Minna Burgmüller."

Bernhard Keller und seine Familie, Gustav Keller und Adamski trafen sich auf der „Austria," die einer so verhängnißvollen Zukunft entgegen fahren sollte. Erzählen wir diese Fahrt, die zu ihrer Zeit alle Zeitungen Europa's und Amerika's in Thätigkeit setzte, etwas genauer.

Der verhängnißvolle Morgen war angebrochen. Ein silbergrauer dünner Nebel lag auf den stillen Fluthen der Elbe, wurde aber von dem aufsteigenden Gestirn des Tages bald aufgesogen. Die Aussicht auf das Hafenbecken wurde wieder frei und gewährte ein unterhaltendes Bild belebten Treibens. Die Matrosen der vor Anker liegenden Schiffe pochten und hämmerten, ein Liedchen zur Arbeit singend oder den Kameraden auf den zunächst liegenden Schiffen einen Morgengruß in allen Sprachen der Welt zurufend. Die Fischerkähne kehrten reichbeladen mit Beute heim; kauflustige Händler fuhren ihnen grüßend entgegen.

In großen Haufen lagerten Kisten, Koffer, Schachteln und Nachtsäcke am Quai, um in einen kleinen Dampfer geladen und nach der „Austria" gebracht zu werden, die heute des niedern Wasserstandes wegen mehrere Stunden unterhalb der Stadt lag. Viele Reisende, Männer, Frauen und Kinder, von den Angehörigen oder einem Freunde begleitet, harrten am Quai der Abfahrt jenes kleinen Dampfers. Alles drängte rufend, schreiend und suchend durcheinander. Ach! wie manches Auge sollte heute zum letzten Mal in das seiner Verwandten und Freunde schauen, wie mancher Fuß heute zum letzten Mal den theuren heimathlichen Boden berühren, wie manche Hand zum letzten Mal den warmen Druck der Liebe empfinden! Aber wie ahnungslos waren sie Alle! Viele Gesichter sahen heiter, fröhlich und sorglos in das rege Treiben hinein; noch andere spähten voll Ungeduld nach den fernen Masten der „Austria" über die blauen Fluthen hinweg, die sie dem tückischen Meere entgegen führen sollten. Manches Auge schien freilich auch verweint und starrte mit verstörtem Ausdruck vor sich hin; manches Herz klopfte heftig in Aufregung und Angst und flehte in der Tiefe den Allmächtigen um eine glückliche Ueberfahrt an. Wie sollte auch der denkende und fromme Mensch

sich einem so gefahrvollen Elemente anvertrauen, ohne das Auge bittend zu Gott zu erheben!

Eine Droschke rollte an den Quai heran. Als sie hielt, stiegen Adolphine, Bernhard und Aennchen aus, gefolgt von einem kleinen Wachtelhündchen; ihnen nach wurden Kisten, Koffer und wollene Decken getragen. Adolphine sah sehr bleich und angegriffen aus; Aennchen aber machte ein gar vergnügtes Gesicht, als sie aus dem Wagen gehoben wurde; sie hüpfte munter durch die Menge dahin, mit der rechten Hand die des Vaters haltend, im linken Arm das Hündchen tragend.

Die anwesenden Passagiere der „Austria" wurden nun in den kleinen Dampfer eingeschifft und nach der „Austria" gebracht.

Der Platz auf dem Schiffe, welcher der Familie Bernhards angewiesen worden war, gefiel ihr indeß schlecht. Die „Austria" war so besetzt, daß in der zweiten Kajüte die Passagiere auf dem Fußboden schlafen mußten. Als nun vollends Aennchen etwas unwohl wurde und die ersten Beschwerden der Seekrankheit zu empfinden anfing, bemühte sich Bernhard, einen bessern Platz wenigstens für Adolpine und Aennchen zu finden. Ein Schiffsbeamter wollte ihm für 50 Thaler seine Koje, worin sich zwei Betten befanden, abtreten. Mit Freuden nahm er dies Anerbieten an, und der Familie mangelte es nun weniger an Bequemlichkeit.

Aennchen wurde wieder ganz munter und blieb es auch während der ganzen Reise; sie war so freundlich und artig, daß nicht allein die Eltern, sondern auch noch viele von den Passagieren große Freude an ihr hatten. Sie sang und sprang unaufhörlich den ganzen Tag über; wenn sie des Morgens erwachte, steckte sie den lieblichen Kopf aus der Koje heraus, schaute den Vater so freundlich an und rief zu ihm herunter: „Süßer Papa, gib Aennchen einen Zwieback!" Bei den Reisebeschwerden, den heimlichen Sorgen und Qualen fanden die Eltern in dem kleinen lieblichen Wesen, das immer um sie war, so fröhlich und geduldig, einen wahrhaften Trost. Wenn sie diesen theuren Schatz ansahen, begegneten sich ihre Blicke, ihre Herzen und Hände vereinigten sich zum Gebet und sie flehten zum Himmel: „O, erhalte uns und unser Kind!"

So wenig auch sonst Bernhards Charakter ein sehr achtungswerther und edler war, so hing er doch mit ganzer Seele an seinem einzigen Kinde; nächst seinen Wünschen nach irdischen Gütern beschäftigte nichts so sehr sein Herz, als das Verlangen, sein Kind glücklich zu machen.

Fast alle Frauen auf dem Schiffe waren bereits seekrank und lagen, in wollene Decken gehüllt, auf dem Deck oder lehnten schwach, mit bleichen Gesichtern, am Bord, um die frische Seeluft zu genießen, die das beste Heilmittel gegen die Seekrankheit sein soll. Adolphine dagegen war fast noch ganz frei geblieben von diesem lästigen Uebel; sie hielt sich munter und that Alles, um ihren Mann, der sehr unwohl war, zu erheitern.

Adamski war natürlich auch unter den Passagieren der „Austria" und verkehrte viel mit Bernhard und Adolphinen. Er schien so heiter, harmlos und glücklich, daß man glauben konnte, er gehe einem großen Glücke entgegen. Er, der schon oft Seereisen gemacht hatte, wußte die geängstigten Eltern stets zu beruhigen, wenn sich ein kleiner Sturm erhob und die See etwas hoch ging; er wußte sie stets zu trösten, wenn sich die Nachwehen der Seekrankheit gar nicht verlieren wollten.

Noch aber waren Bernhards Blicke denen seines Vetters nicht begegnet. Da er nichts von Gustavs Reise wußte, war es auch ganz natürlich, daß er ihn unter den 4—500 Passagieren der „Austria" während der ersten Tage der Reise noch nicht bemerkt hatte. Endlich, als der Dampfer bei Southampton in England anlegen wollte, um noch mehrere Passagiere aufzunehmen, standen sich plötzlich beide Vettern Auge in Auge gegenüber. Bernhard wollte seinen Augen nicht trauen; er glaubte einen Doppelgänger Gustavs vor sich zu haben. Dieser aber, der ja von Bernhards Anwesenheit auf dem Schiff durch Adamski in Kenntniß gesetzt worden war, schien weniger überrascht und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ei, was sehe ich! meinen Vetter! Wie kommst Du hierher?"

„Das könnte ich Dich auch fragen," entgegnete Bernhard.

„Nun, wie Du vielleicht schon gehört hast, beabsichtige ich, mein Landgut in Mecklenburg zu verkaufen und mich nächstes Jahr in Amerika anzusiedeln."

„Und ich," sprach Bernhard, „mache wie Du eine Geschäftsreise. Ich will mit mehreren amerikanischen Häusern Verbindungen anknüpfen und muß zu diesem Zwecke persönlich mit ihnen verhandeln. Auch meine Frau und mein Töchterchen habe ich mitnehmen müssen, da sie sich nicht von mir trennen wollten. Komm', ich will Dich meiner Frau vorstellen."

Während die Vettern nach der Koje Adolphinens hinabstiegen, fuhr Bernhard fort: „Daß Du mich aber von Deiner Reise nichts hast wissen lassen, ist sehr unrecht von Dir."

„Freilich, freilich," entgegnete Gustav; „aber ich muß mich mit der Eilfertigkeit meiner Abreise entschuldigen. Sie wurde erst gestern beschlossen und ich hatte daher keine Zeit mehr, Dich in Hamburg zu besuchen."

„Wir könnten ja bei dieser Gelegenheit einen Abstecher zum Onkel machen," fiel Bernhard plötzlich ein, indem er einen eigenthümlich lauernden und forschenden Blick auf seinen Vetter heftete.

Dieser aber antwortete ohne die geringste Verlegenheit, kalt und gelassen: „Ja wohl; ich bin es zufrieden. Wenn es meine Geschäfte irgendwie erlauben, werde ich mich Dir anschließen. Es ist nur eine Pflicht der Höflichkeit, die wir mit diesem Besuche erfüllen."

Während sich dann die Vettern mit Adolphinen unterhielten, kam auch Adamski in die Koje herab, stellte sich aber, als kenne er den Landwirth aus Mecklenburg nicht im Geringsten; und auch dieser begrüßte seinerseits jenen wie einen ganz Fremden, denn sie wollten ja ihr Einverständniß vor den Augen Bernhards verheimlichen und auch nicht einmal den Verdacht eines solchen bei ihm erregen. So hüllte sich denn jeder dieser drei Männer vor dem andern in ein dichtes Gewebe von Lüge und Verstellung und hoffte dadurch glücklich zu seinem Ziele zu gelangen.

Das Leben und Treiben auf der „Austria" war eigenthümlicher Art. Es war so leichtfertig, so ungebunden, daß es fast unheimlich erscheinen konnte. Wer noch nie auf einem Seeschiffe gewesen war, der konnte sich freilich damit trösten, daß es wohl so sein müßte; wer aber z. B. die Ordnung auf einem englischen Kriegsdampfer kannte, dem mußte Vieles auf der „Austria" befremdend vorkommen. So wurde z. B. beim Ankerlichten in Southampton ein Matrose über Bord geschleudert und ertrank, und mehrere andere wurden schwer verwundet, weil während des Lichtens die Maschine zu früh in Gang gesetzt worden war. Als der Dampfer von dort abgefahren war, wurde am selben Tage die Kanone, welche zu Nothschüssen dient, in das Zwischendeck hinabgelassen. Da Adamski so viel als möglich das, was auf dem Schiffe vorging, beobachtete, um zu lernen, was etwa zu lernen war, so war er auch hier zugegen und erlaubte sich mit einiger Verwunderung die Frage: „Wenn uns aber etwas zustößt, können wir ja keine Nothschüsse thun?"

„Uns passirt nichts!" war die stolze Antwort des gerade anwesenden See-Offiziers.

Ach! wie bald sollte diese eitle, prahlerische Zuversicht bestraft werden!

Am Montag den 13. September war zum ersten Mal recht schönes Wetter, seit die „Austria" von Southampton abgefahren war. Das Zwischendeck sollte daher gelüftet und gereinigt werden. Wie es auf Seeschiffen Gebrauch ist, sollte es auch hier durch Theerdämpfe geschehen, die hervorgebracht werden durch einen heißen Eisenstab, welcher in ein Gefäß mit Theer gesteckt wird. Dieser Eisenstab war aber wahrscheinlich zu glühend gewesen und hatte den Theer in Flammen gesetzt. Durch einen unglücklichen Zufall wurde nun bei dem Versuch, den brennenden Theer zu löschen, das Gefäß umgestoßen und im Augenblick ergoß sich eine feurige Fluth in alle Räume des Zwischendecks. Sie zu löschen, machte die heiße Gluth und der erstickende Rauch fast unmöglich. Vielleicht auch hatten die Anwesenden die Geistesgegenwart verloren. Dazu kam noch, daß die Löscheimer an Ketten geschlossen waren und nicht sogleich losgemacht werden konnten. Kurz, in einer Sekunde hatte das wüthende Element einen furchtbaren Umfang gewonnen.

Nach dem Essen, etwa um 2 Uhr, saß Bernhard in seiner Koje, um etwas in seinen Papieren nachzusuchen, während Adolphine mit Aennchen in der zweiten Kajüte bei ihren neuen Bekannten war. Auf einmal hörte er über seinem Kopfe auf dem Deck eilige Fußtritte. Er öffnete seine Thür, um nachzusehen, was es gäbe; da drang ihm schon ein dicker Rauch entgegen. Er wollte links den Gang entlang zur zweiten Kajüte hinabeilen: aber der Rauch war zu dick; auch loderten da schon die Flammen. Nun lief er nach rechts — fand aber die Luke geschlossen. Eine andere Luke sah er indeß noch geöffnet. Aus der Mitte des Vorderdecks schlugen schon die lichten Flammen auf, so daß es ihm kaum gelang, durch die Flammen hindurch das Quarterdeck zu erreichen, wo er Adolphinen mit dem Kinde zu finden hoffte.

Er sah sie aber nicht!

Da begannen für ihn entsetzliche, qualvolle Augenblicke. Er rief durch das Fenster in die Kajüte hinab. Andere Leute waren unten und riefen und baten und flehten, sie doch hinauf zu ziehen; aber Adolphine mit dem Kinde war nicht da.

Verzweiflung faßte ihn, und eben war er im Begriff, durch Rauch und Feuer in die Kajüte zu stürzen, und lieber mit ihnen zu ersticken und zu verbrennen, als sie allein zu lassen. Da ward er erlös't von seiner Qual!

Adolphine hatte in ihrer wunderbaren Geistesgegenwart ein Loch unter dem Steuerruder gefunden, hatte das Kind hinaufgeschoben und war selbst nachgeklettert!

Jetzt, als er die geliebten Wesen wieder erblickte, bekam Bernhard seine Besinnung wieder; er sah, ob nichts zu thun war. Aber Keiner der Mannschaft des Schiffes war zu sehen; kein Tropfen Wasser wurde zum Löschen verbraucht. Die Eimer waren noch mit Ketten und Schloß fest. Der Kapitain hatte schon seinen Kopf verloren und war in thatenloser Verzweiflung über Bord gesprungen. Der erste Offizier suchte sofort in der Flucht sein Heil; eben so die Anderen.

Ein Nachen hing noch am Quarterdeck. Bernhard versuchte ihn mit Hülfe Anderer loszumachen; sogleich sprangen Leute hinein. Bernhard und die ihm behülflich waren, riefen: „Heraus oder wir können den Nachen nicht losmachen!“ Die Leute gingen heraus, der Nachen wurde frei, schwebte an den Stricken und mußte nun hinabgelassen werden. Bernhard hielt einen Strick und ließ nach. Jetzt sprangen viele Leute hinein. Adolphine, die, das Kind auf dem Arme, neben dem Gatten stand, wollte auch hinein; dieser aber hielt sie davon ab, indem er ihr sagte, sie solle warten, bis der Nachen fast auf dem Wasser wäre; dann solle sie ihm das Kind geben, sich rasch an dem Seile hinablassen; er würde mit dem Kinde schon nachkommen. Zugleich gab er ihr einen dünnen Strick, um ihm denselben nöthigenfalls zuzuwerfen. Kaum aber hatte er dies rasch gesagt, so geschah, was er befürchtete. Ein Wahnsinniger, dem das Abgehen des Nachens zu lange währte, schnitt auf der anderen Seite den Strick ab — der Nachen stürzt und schlägt um; die darin befindlichen Personen waren natürlich verloren. Jetzt war an Rettung nicht mehr zu denken!

Als nun Alles verloren schien, nahm Bernhard Aennchen auf den Arm; er und Adolphine hielten sich umschlungen; sie war gefaßt; sie wollten zusammen sterben.

Als sich Bernhard hier einmal umwendete, sah er seinen Vetter Gustav todtenbleich, verstört und zitternd hinter sich stehen und neben demselben Adamski, aber in ruhiger und muthiger Haltung. In diesem furchtbaren Augenblicke, der die Brücke zwischen Leben und Tod bildete, empfanden die beiden Vettern neben ihrer Todesangst auch noch den bittern giftigen Stachel der Reue über diese thörichte Reise, die sie ja hätten unterlassen können und die sie nur aus unmäßiger, verwerflicher Begierde

nach Geld unternommen hatten. Was hätte Bernhard jetzt darum gegeben, wenn er an seinem Arbeitstisch sitzen geblieben wäre, was Gustav, wenn er seinen Spaten nicht weggeworfen hätte! Sie schauten sich in's Auge und gaben sich dies Mal keine Mühe mehr, ihr Inneres vor einander zu verbergen. Jeder las in dem Gesicht des andern mit Flammenschrift die Worte eingegraben: „O ich Thor! — O diese verhängnißvolle Erbschaft! — Dies verwünschte Geld!"

Adamski rief Gustav mit einer unerschütterlichen Ruhe zu: „Was soll hier das Händeringen! Gedulde Dich nur, Du wirst da unten schon Arbeit für Deine Arme finden! Zieh' indeß Rock und Stiefeln aus, damit Du leichter schwimmen kannst; und dann — hinab! ich werde Dich schon in's Schlepptau nehmen, wenn es noth thut."

Gustav, der ein feiges Herz hatte, war vor Schreck ganz willenlos geworden. Er ließ sich von Adamski den Rock abziehen und gehorchte ihm fast unwillkürlich, indem er seine Stiefeln von den Füßen zu schleudern suchte. Während er damit beschäftigt war, hob Adamski ganz ruhig dessen abgeworfenen Rock auf und nahm aus der Seite die Brieftasche, in welcher Gustav seinen Reisepaß und sein Reisegeld, in Bankscheinen bestehend, zu tragen pflegte. Dann zog er einen Gummibeutel heraus, wie man sie oft auf Seereisen mit sich nimmt, um Dinge darin aufzubewahren, die man vor den schädlichen Einwirkungen der Feuchtigkeit sorglich schützen will, welche auf jedem Schiffe herrscht. In diesen Gummibeutel steckte er Gustavs Brieftasche, band denselben fest zu und schlang ihn sich an einem Strick über die Schulter, nachdem er sich selbst seiner Ueberkleider entledigt hatte. Mit dem ruhigen, kalten Blicke eines Feldherrn, der nach verlorner Schlacht noch nach einem günstigen Ausweg zur Flucht späht, stand dann dieser seltsame Mensch auf dem Deck, von Flammen umloht, und suchte in den Fluthen oder auf dem Deck einen Balken oder ein Brett zu ergreifen, um sich damit das Schwimmen zu erleichtern. Während die Andern nur den einen Gedanken hatten, das Leben zu retten oder einen raschen Tod zu finden, ließ Adamski auch jetzt noch nicht seine unheimlichen Pläne aus dem Auge!

Kehren wir indeß zu Bernhard und Adolphinen zurück.

Er wollte, damit der Tod leichter für ihn würde, Aennchen auf den Arm nehmen und Adolphine sollte seine Schulter fassen; und so sollte es in's Wasser geh'n! Vielleicht waren sie auch noch

durch Schwimmen zu retten. Das arme Aennchen war so still und geduldig; sie wußte und verstand nicht, was vorging.

Sie blieben so lange auf dem Deck, bis die Flammen unter ihnen durch die Seitenfenster schlugen. Bis dahin beteten sie inbrünstig zu Gott, daß er ihren Seelen seinen himmlischen Frieden gebe. Dann also nahm Bernhard Aennchen auf den Arm, ging an das Seil, das noch hinabhing und ließ sich ein Stück an der Wand des Schiffes hinunter; Adolphine stellte sich mit den Füßen auf seine Schultern und ergriff dasselbe Seil.

Das Schiff war noch in Bewegung. Bernhard kam bald auf die Oberfläche des Wassers; Adolphine aber zögerte noch, sich ganz in's Wasser hinabzulassen. Die Wellen von der Schraube des Dampfers schlugen über dem Vater und dem Kinde zusammen. Er wollte nicht ohne seine Frau von dem Seile ablassen, und so wurde er denn mit dem Kinde durch die See geschleift und war mehr unter als über dem Wasser. Er faßte nun Aennchen mit der Rechten und hielt sie hoch, damit die Wellen nicht über ihr Köpfchen gehen sollten. Aber er konnte sie dennoch nicht genug vor dem Untertauchen schützen. Als er zum dritten oder vierten Male wieder aus den Wellen sah, neigte das arme Würmchen schon sein Köpfchen wie eine gebrochene Blume. Welch' ein Stich ging dem Vater durch's Herz!

Da läßt Adolphine eine Hand los, greift nach dem Kinde und faßt es. Der Vater gibt es ihr, da gerade wieder eine starke Welle kommt. Als er wieder auftaucht, greift er nach dem Kinde. Adolphine läßt es ihm auch; aber durch eine Schraubenwelle etwas zur Seite geschleudert, greift er nicht hoch genug, und, ach! sein einziges Kind fällt in das Meer!

Da läßt er das Seil fahren und stürzt dem Kinde nach; auch Adolphine ließ bei diesem entsetzlichen Anblick los und folgte ihnen. Im selben Augenblicke brechen sich zwei Wellen über ihnen und — alle drei werden verschlungen! Bernhard läßt seine Arme sinken und hofft, die Schraube werde ihn ziehen und zermalmen!

Aber ach! seine Frau und sein Kind hat sie genommen, ihn aber reißt der Würgengel fort, um ihn länger zu würgen.

Von der Gewalt der Schraube, die der unglückliche Bernhard fast mit den Händen greifen konnte, von der Heftigkeit, mit der die Schwimmenden hin und her geworfen und geschleudert wurden, kann man sich eine Vorstellung bilden, wenn man hört, daß ein Nachen mit Menschen, der in die Nähe der Schraube

kam, von ihr angezogen und zertrümmert in die Tiefe geschleudert worden ist. Alle Schwimmer, die am Steuerruder in die Nähe der Schraube kamen, wurden in den Grund hinabgezogen.

Da schwamm nun Bernhard auf dem weiten Ocean, Leichen um ihn her; unter ihnen vielleicht auch die seiner Frau und seines Kindes!

Bald flog von 100 Pfund Pulver das Quarterdeck in die Luft und erlös'te die wenigen letzten Damen, die händeringend auf dem Steuerhäuschen standen. Die „Austria" war nur noch ein schwimmender Feuerball. Selbst die Passagiere, die noch an Tauen und Seilen sich an den Schiffswänden hielten, mußten, schon halbverbrannt, nun loslassen und den Tod in den Wellen suchen.

Nach einiger Zeit faßte Bernhard ein Brett und trieb planlos umher. Da erblickte er, nicht weit von sich entfernt, seinen Vetter, wie er eben von Adamski's kräftiger Hand von seinem Brett herab in's Meer gestoßen wurde, mit den Worten: „Platz da für mich!" Gustav, weniger stark wie Adamski und ein schlechterer Schwimmer, konnte das entrissene Brett nicht wieder gewinnen. „Adamski, nimm mich mit!" rief Gustav dem davon Schwimmenden in Todesängsten nach. „Du sollst mein ganzes Vermögen haben! rette mich nur!"

Teuflischen Hohn im Gesichte, rief Adamski zurück: „Ich danke sehr; dessen bedarf ich jetzt nicht mehr. Wohl bekomme Dir das Bad! Glückliche Erbschaftsreise!"

Damit schwamm der erbarmungslose Adamski vorwärts und ließ den Unglücklichen, dem Ertrinken nahe, hinter sich.

Bernhard, der diesen empörenden Auftritt mit angesehen hatte, schwamm nun seinem hülflosen Vetter entgegen und zog ihn auf sein eignes Brett herauf.

So schwammen die unglücklichen Vettern eine Zeit lang planlos umher; wurden dann aber einig, mit der Sonne unterzutauchen. Bernhard sah dem Tode ruhiger in's Auge als Gustav. Welchen Werth sollte auch das Leben noch für ihn haben, da ihm der Tod seine Frau und sein Töchterchen entrissen hatte?! Und wie sollte er das schreckliche Bewußtsein ertragen, daß er sie selbst in den Tod geführt habe durch seine Geldgier?! Er fühlte, daß unter diesen Umständen das Sterben nicht schwierig und schmerzlich sein würde. Aber Augenblicke sind jetzt gräßlicher und furchtbarer als der Tod! Die Nacht ist am schlimmsten! Nachdem sie

so etwa eine Stunde umhergetrieben waren, rief Gustav: „Ein Segel!“ Zuweilen sahen sie auch wirklich die Spitze eines Mastes.

Das Naturgesetz, nach welchem jedes Wesen sein Leben liebt und es zu erhalten sucht, erwachte auch in Bernhard wieder. Er machte mit seinem Vetter einen Plan, ihre Rettung zu versuchen. Zunächst wollten sie der „Austria“ nachschwimmen, da sich annehmen ließ, daß das vorbeisegelnde Schiff Boote nach dem rauchenden Wrack ausschicken würde; dann änderten sie ihre Richtung und schwammen zwischen der „Austria“ und dem Schiffe, um den etwa ausgesendeten Rettungsbooten früher zu begegnen. Zuletzt aber steuerten sie unmittelbar auf das Schiff los.

Nach einer Stunde fing Gustav an zu ermatten und sagte: „Ich kann nicht mehr!“ Bernhard sprach ihm Muth zu; aber Gustav fiel vom Brette ab. Jener ergriff ihn rasch am Arm und schob ihn wieder auf's Brett, das er nun allein voran schob.

Aber auch Bernhard fühlte seine Kräfte schwinden. Er bekam abwechselnd im linken und rechten Bein Wadenkrampf; die Zähne schlotterten ihm.

Nachdem sie im Ganzen fast vier Stunden geschwommen, kamen sie an das Schiff „Maurice,“ eine kleine französische Barke. Sie hatten einige Meilen Weges zurückgelegt und waren die Ersten, welche hinauf gezogen wurden. Später aber kamen noch Mehrere, die heraufgezogen, auf dem Decke zusammenstürzten. Gustav wurde ohnmächtig, Bernhard jedoch behielt seine Besinnung. Sie bekamen beide wollene Decken und wurden mit der größten Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gepflegt.

Die zehn Matrosen der „Maurice“ setzten die zwei Boote, die das Schiffchen hatte, aus und fuhren bis spät in die Nacht, um die Schiffbrüchigen aufzufischen.

In welchem Zustande kamen die beiden Vettern nach sechs Tagen in Fayal an! Keine Nacht hatten sie geschlafen; während der sechs Tage nichts gegessen; drei Tage lang waren sie ohne Hemd, Strümpfe und Schuhe. Das Wasser spülte aus nassen Wollkleidern über die Füße weg. Sie hatten nichts, den Kopf zu bedecken. Die Hände waren verbrannt und geschunden. An Bernhards linker Hand war aus jedem Finger das Fleisch bis auf die Knochen gerissen, als er am Strick um Adolphine und Aennchen kämpfte.

Auf der Barke lag oder saß der unglückliche Mann in dumpfer, brütender Stimmung Tag und Nacht auf dem Verdeck. Regen, Wind und Sonnenschein ließ er ruhig und gefühllos über

sich ergehen. Wer von den übrigen Geretteten aber gesunde oder wenigstens heile Glieder hatte, suchte unter ein Segeltuch zu kommen, das über den Mast gehängt eine Art Zelt bildete und 30 bis 40 Mann faßte. Wer indeß nur, wie Bernhard, die Ellbogen statt der Hände gebrauchen konnte, fand bloß irgend eine Ecke, aber auf dem Verdeck nur, in der man die Nacht über vor Frost zitterte. Die einzige Kajüte, die das Schiffchen besaß, hatte der Kapitain Renaud aus Nantes, der selbst nicht schlief und auf dem Verdecke blieb, Halbtodten und den fünf Damen, die vom Vorderdeck der „Austria" gerettet waren, eingeräumt.

Die Herren Offiziere der „Austria" nahmen auch darin Platz.

Dem armen Bernhard war es ganz gleichgültig, wo er war. Am dritten Tage gab ihm ein junger, liebenswürdiger Steuermann ein Paar Strümpfe und Schuhe.

Gustav, der weniger verletzt war wie Bernhard, und der nicht den Verlust einer Frau und eines Kindes zu beklagen hatte, befand sich besser wie sein Vetter.

Als Lebensunterhalt bekamen die Geretteten, was der Kapitain vernünftiger Weise nur geben konnte. Morgens 10 Uhr einen Schiffszwieback. An den letzten Tagen, weil guter Wind war und der Proviant auszureichen schien, etwas Branntwein, Nachmittags zwei Kartoffeln, Schiffszwieback und ein Glas Rothwein.

Freitags erblickte man die ersten Inseln von den Azoren. Dort zu landen, gestattete aber der Hafen und der Wind nicht.

Am Sonntag Morgen kamen sie im Hafen von Fayal an. Die Glocken läuteten eben zur Kirche. Sie klangen dahin über das Meer in eigenthümlich ergreifenden, weit verhallenden Tönen. Zum ersten Male erwachte der unglückliche Bernhard wieder aus seinem dumpfen Hinbrüten, ihm wurde wieder weich und weh um's Herz, der Hader und Groll mit dem Geschicke wich — er empfand die Wohlthat der Thränen wieder — er konnte weinen.

Adamski, ein gewandter Schwimmer, erreichte jenes schwedische Schiff, welches die meisten von den 60 bis 70 geretteten Passagieren der „Austria" aufnahm. In seinem Gummibeutel trug er den Raub mit sich und konnte sich also bei seiner Ankunft auf dem Lande die nöthigen Kleider anschaffen. Sein Plan stand fest: er wollte zu dem alten Keller eilen und sich für Gustav Keller ausgeben; dieser, wie auch Bernhard Keller, — so glaubte der Erbschleicher — hatten ja den Tod in den Wellen gefunden. Adamski erreichte die Besitzung des alten Millionärs und begrüßte ihn als seinen Onkel. Keller nahm ihn indessen sehr kalt auf,

dankte ihm für seinen Besuch, machte ihm aber bemerklich, daß er seiner Dienste nicht bedürfe. Adamski fürchtete schon, seinen Zweck zu verfehlen und trat eines Morgens mit erheuchelter Freundlichkeit zu dem alten Onkel und sprach: „Lieber Onkel, ich muß offen gegen Sie sein, und Ihnen gestehen, daß ich in großer Geldverlegenheit bin. Ich habe einige große Güter in Mecklenburg angekauft; mir sind nun die darauf stehenden Kapitalien gekündigt worden. Aber ich kann sie nicht herbeischaffen, und mir würden ungeheure Verluste daraus entstehen, wenn Sie nicht so gütig wären, mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen."

Georg Keller's Angesicht verfinsterte sich sichtbar bei dieser Eröffnung. „Du konntest wohl die Zeit nicht erwarten, bis ich todt war?" sagte er kalt und düster. „Ich lebte Dir zu lange; darum willst Du mich schon bei Lebzeiten ein wenig schröpfen oder zur Ader lassen! Du bist auch nur herüber gekommen, um Deinen Onkel zu bereden, Dich vor Deinem Vetter Bernhard und Deiner Cousine Minna zu bevorzugen. Aber daraus kann nichts werden. Die lieben Verwandten verehren mich nur, weil ich reich bin und ohne nähere Erben sterbe. Wäre ich ein armer Teufel, so würdet Ihr Euch gar nicht um mich kümmern."

„Aber, theurer Onkel, wie können Sie nur denken — —" versuchte Adamski den alten Herrn zu unterbrechen.

Aber dieser fuhr hart und streng fort: „Schweige! Ich kenne Euch besser! Indeß, damit Ihr nicht ganz leer ausgeht, habe ich jedem von Euch 50,000 Dollars ausgesetzt. Wie ich über mein übriges Vermögen verfügt habe, weißt Du schon. Willst Du nun diese 50,000 Dollars jetzt schon ausgezahlt haben, so stehen sie Dir zu Gebote. Ich will nicht die Ursache sein, daß Du Dich hier länger aufhältst, als Deine Geschäfte zu Hause erlauben."

Bei dieser Erklärung fuhr ein Freudenstrahl über Adamski's Gesicht. Aber er suchte seinen inneren Jubel zu bemeistern, um noch mehr zu fordern.

„Könnten es nicht 200,000 Dollars sein, lieber Onkel?" sagte er mit bittender Stimme. „So viel bedarf ich gerade."

Eine solche unverschämte Bitte war nur dem Abenteurer möglich, der allen Stolz und alles Ehrgefühl verloren hatte. Wie hätte sich ein Anderer nach solchen harten Vorwürfen zu dieser Bitte verstehen können!

Georg Keller's Augen sprühten bei den letzten Worten des vermeintlichen Neffen Flammen; er war auf das Tiefste verletzt

durch diese elende Frechheit. Zornglühend rief er: „Also, weil Du sie zu gebrauchen vorgibst, soll ich sie Dir geben! Haben nicht hundert Tausende von Armen einen einzigen Dollar noch nöthiger, als Du die 50,000, die ich Dir angeboten! Ist Dir dies nicht genug, kannst Du es nicht gebrauchen: nun gut! ich zwinge Dich durchaus nicht zur Annahme. Ha, Du Undankbarer!“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu; „glaubst Du, ich sei ein Schwachkopf, weil mein Leib so hinfällig ist?! Hüte Dich, mich mit unverschämten Zumuthungen zu belästigen! Ich will meine letzten Tage nicht durch lieblose Vettern vergiften, meine guten Vorsätze nicht durch sie vernichten lassen.“

Adamski erschrak einigermaßen über diesen leidenschaftlichen Ausbruch des alten Herrn.

Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. Wieder einlenkend, erklärte er, mit 50,000 Dollars sei ihm vorläufig auch schon geholfen.

Der Abenteurer, der die Menschen so gut zu kennen meinte, hatte sich doch in Georg Keller geirrt.

Dieser alte kranke Mann fühlte sich trotz seines Reichthums so elend und unglücklich, daß er Jedermann verachtete oder verspottete, der mit maßloser Begierde diesen eitlen Gütern nachjagte, deren Nichtigkeit er selbst nun so bitter empfinden mußte. Er hatte keine Familie, keinen Freund, an dem sein Herz hing und dessen Liebe er gewiß sein konnte. Sein alter treuer Diener Nero war der einzige Mensch, zu dessen aufrichtiger Ergebenheit er einiges Zutrauen gefaßt hatte. Aber mit ihm war kein Austausch herzlicher Gefühle und höherer Gedanken möglich. Georg Keller mußte sich also in der Welt grenzenlos vereinsamt fühlen. Wer nicht in seiner Jugend die Blüthe wahrer und echter Freundschaft pflegt, der muß ihre süßen Früchte auch im Alter entbehren.

Am andern Morgen ließ sich der Hausherr gar nicht sehen; es war so still in Haus und Garten, als ob sie ausgestorben wären.

Adamski fragte den schwarzen Diener Nero: „Wo ist heute Morgen mein Onkel?“

„Massa unwohl sein; in seinen Gemächern aufhalten,“ entgegnete dieser, ohne sich auf eine längere Unterhaltung einzulassen.

Adamski suchte sich nun die Zeit zu verkürzen, indem er durch die Gärten und Pflanzungen schweifte. Er war voll Ungeduld, heute noch seine Pläne mit Erfolg gekrönt zu sehen. Nirgends konnte er Ruhe finden. Gegen Mittag, als er wieder

auf seinen Zimmern war, sah er einen Postboten zu Pferde ankommen und dem schwarzen Diener einen Brief übergeben.

Von diesem Augenblicke an herrschte in dem sonst so stillen Hause eine eigenthümliche Geschäftigkeit und Regsamkeit. Boten gingen und kamen. Dem Abenteurer wurde dabei ganz sonderbar zu Muthe; es mußte nach seiner Meinung hier etwas Geheimes vorgehen, das ihn zu beunruhigen anfing. Gern hätte er den schwarzen Diener hierüber ausgefragt; aber der stand ihm auch nicht Rede. „Nichts weißen, nichts weißen," war seine stete kurze Antwort auf Adamski's dringende Fragen. Selbst das Mittagsessen schien heute anf eine spätere Stunde verlegt worden zu sein.

Endlich wurde der Fremde zum Hausherrn hinabgerufen. In der größten Spannung, aber ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen, trat Adamski in das Wohnzimmer im untern Stock. Georg Keller saß in seinem Rollstuhle vor einem Tische, auf welchem eine große Menge englischer und amerikanischer Banknoten lagen, in kleine Päckchen abgetheilt, die von weißen Papierstreifen zusammengehalten wurden. Auf diesen Streifen stand der Betrag, den die in einem solchen Päckchen befindlichen Banknoten ausmachten.

Beim Anblick dieser großen Summen hüpfte Adamski's Herz vor Freuden; was ein halbverdursteter Wanderer bei dem Anblick einer kühlen, silberklaren Quelle empfindet, das empfand jetzt der Abenteurer. Aber äußerlich blieb er ruhig und kalt. „Welche verzweifelten Sprünge würde mein guter Freund Gustav Keller machen, wenn er dieses jetzt mit erlebte. Es ist ein Glück für ihn, daß er todt ist!" spottete er bei sich, des todtgeglaubten Freundes gedenkend.

Der alte Herr schien sehr schwach und angegriffen zu sein; er hatte den ihm von Adamski gebotenen Gruß nur mit einem Kopfnicken erwiedert.

„Gustav," hob er an, „Du sollst jetzt Dein Erbtheil, welches in 50,000 Dollars besteht, ausgezahlt erhalten. Ich habe nur den Friedensrichter unseres Bezirks rufen lassen, um Dir in seiner Gegenwart die Summe einzuhändigen, damit Du später, nach meinem Tode, nicht von Neuem Ansprüche an meinen Nachlaß erhebst."

„Wie können Sie glauben, lieber Onkel — —."

„Schweig!" unterbrach hier der alte Herr den Abenteurer kalt und streng. „Ich rechne weder auf Deinen Dank, noch auf

Deine Gewissenhaftigkeit. Es soll dies daher nur wie eine reine Geschäftssache zwischen uns verhandelt werden."

Hierauf ergriff er eine vor ihm liegende Klingel und schellte. Nero trat ein. Der Herr befahl ihm, den Friedensrichter herein zu führen.

Nach wenigen Augenblicken erschien dieser. Er war ein hoher, sehr würdig aussehender Mann in schwarzer Amtstracht. Er setzte sich dem Hausherrn gegenüber an den Tisch.

Adamski's Augen wurden von dem auf dem Tische liegenden Papiergelde wie von einem Zauber angezogen. Er konnte sie gar nicht abwenden davon und war so in diesen Anblick vertieft, daß er kaum den Friedensrichter eintreten hörte. Die Hände hätte er über diesen Päckchen, die große Goldhaufen bedeuteten, ausbreiten mögen, damit sie ihm ja nicht noch entwischten. Die Finger zitterten ihm vor brennender Begierde, zuzugreifen.

„Nur noch eine kleine Förmlichkeit!" hob der Hausherr wieder an; „dann kannst Du das Geld in Empfang nehmen. Hier ist eine Quittung über die 50,000 Dollars; unterzeichne sie zum Beweise des Empfangs mit Deinem Namen."

Adamski stutzte. „Wozu diese Weitläufigkeit noch?" dachte er bei sich. „Halt! da muß ich Gustavs Handschrift nachahmen, sonst entlarvt mich der Alte noch, der dessen Schreibart schon aus den Briefen an ihn kennt."

Er setzte sich und unterzeichnete die Quittung mit fester Hand, indem er dabei Gustavs Schriftzüge, die ihm wohl bekannt waren, nachzuahmen suchte.

Als er die Unterschrift beendet hatte, ergriff der alte Herr das Blatt und schien es einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Als er es wieder bei Seite legte, glitt ein spöttisches Lächeln über seine schmalen Lippen.

„Nun, nimm das Geld an Dich," forderte er den Abenteurer auf.

Dieser wußte gar nicht, wie ihm geschah. Ein wahrer Freudentaumel kam über ihn, als er ein Päckchen nach dem andern vom Tische nahm und in seine Taschen schob. Vor seinen Augen schwamm es wie ein goldenes Meer.

Als er nun auch das letzte Päckchen in seinem Rock geborgen hatte, hob der alte Herr wieder an: „Nun möchte ich Dich aber noch um eine kleine Aufklärung bitten. Da erhielt ich heute Morgen einen Brief aus Fayal. Er ist unterzeichnet von einem gewissen Gustav Keller aus Schmalwitz in Mecklenburg, der mich

Onkel nennt. In diesem Briefe zeigt mir der angebliche Neffe seine bevorstehende Ankunft an, erzählt mir seine wunderbare Lebensrettung von der brennenden „Austria" und warnt mich dabei eindringlich vor einem abenteuerlichen Betrüger, Namens Adamski, der sich ihm als Reisebegleiter aufgedrängt habe. Dieser Mensch scheine eine besondere betrügerische Absicht zu verfolgen; denn er habe ihm auf dem brennenden Deck der „Austria" die Brieftasche nebst Reisepaß abgenommen und ihn darauf in den Wellen von einem Brett herabgestoßen, auf dem er sich habe retten wollen. Es sei also anzunehmen, daß dieser falsche Freund Vortheil aus allem Diesem ziehen wolle. Ich bin also so glücklich, auf einmal zwei Neffen zu haben, die sich Gustav Keller nennen. Ist nun der Schreiber jenes Briefes der rechte und echte Neffe, oder sind Sie es, mein Herr Gauner?"

Der alte Herr erbebte in zorniger Aufwallung, während er diese Worte mit einem vernichtenden Hohne sprach.

Aber Adamski?! — der wurde todtenbleich; sonst so kaltblütig, konnte er doch jetzt eine tiefe Bewegung nicht verbergen; wie vom Blitz getroffen, starrte er mit leblosen Blicken vor sich hin. So nahe seinem Ziele, hatte er diesen vernichtenden Schlag nicht mehr gefürchtet. Aber er war von so starken Nerven, daß er sich doch bald wieder ermannte. Er glaubte, den Schlag noch unschädlich machen zu können, wenn er auf einem hartnäckigen Läugnen beharre.

„Wie, Onkel? ich kann Ihre Worte nicht ganz begreifen," rief Adamski. „Nicht ich, jener ist der Gauner und Betrüger, der den Brief geschrieben hat. Er muß ein Feind von mir sein, der mich verderben will. Sehen Sie hier meinen richtigen Paß, meine Papiere! Wie können Sie Ihren leiblichen Neffen in Gegenwart Anderer so sehr mit Ihrem Verdachte beschimpfen!"

Das war dem alten Herrn doch wirklich zu viel. Konnte es je einen schamloseren Lügner und Betrüger geben? Georg Keller nahm jene von Adamski unterzeichnete Quittung wieder zur Hand, hob sie in die Höhe und sagte langsam und bestimmt: „Schon diese Unterschrift spricht gegen Sie: dies ist nicht die Unterschrift meines Neffen Gustav! so wahr ich Keller heiße!"

Der Friedensrichter nickte beistimmend mit dem Kopf, da er auch diese Schriftzüge vorher genauer mit denen in Gustavs früheren Briefen an den Onkel verglichen hatte.

Aber Adamski beharrte auf seinem Läugnen. „Wie," sagte er, „auf diese wenigen Schriftzüge hin brandmarken Sie mich

als Betrüger? Wie veränderlich und wechselnd ist die Handschrift eines Jeden! Bedenken Sie, meine Herren, welche Verantwortlichkeit Sie auf sich nehmen, indem Sie die Ehre eines unbescholtenen Menschen antasten!"

„Ich bin meiner Sache gewiß," entgegnete der alte Herr; „ich nehme die Verantwortlichkeit über mich. Es wird Ihnen nicht gelingen, sich durch eine beispiellose Frechheit aus der Schlinge zu ziehen. Herr Friedensrichter, thun Sie Ihre Pflicht."

Dieser erhob sich jetzt und sagte mit feierlicher Stimme: „Ich verhafte Sie im Namen der Republik. Eine gerichtliche Untersuchung wird bald die Wahrheit an den Tag bringen."

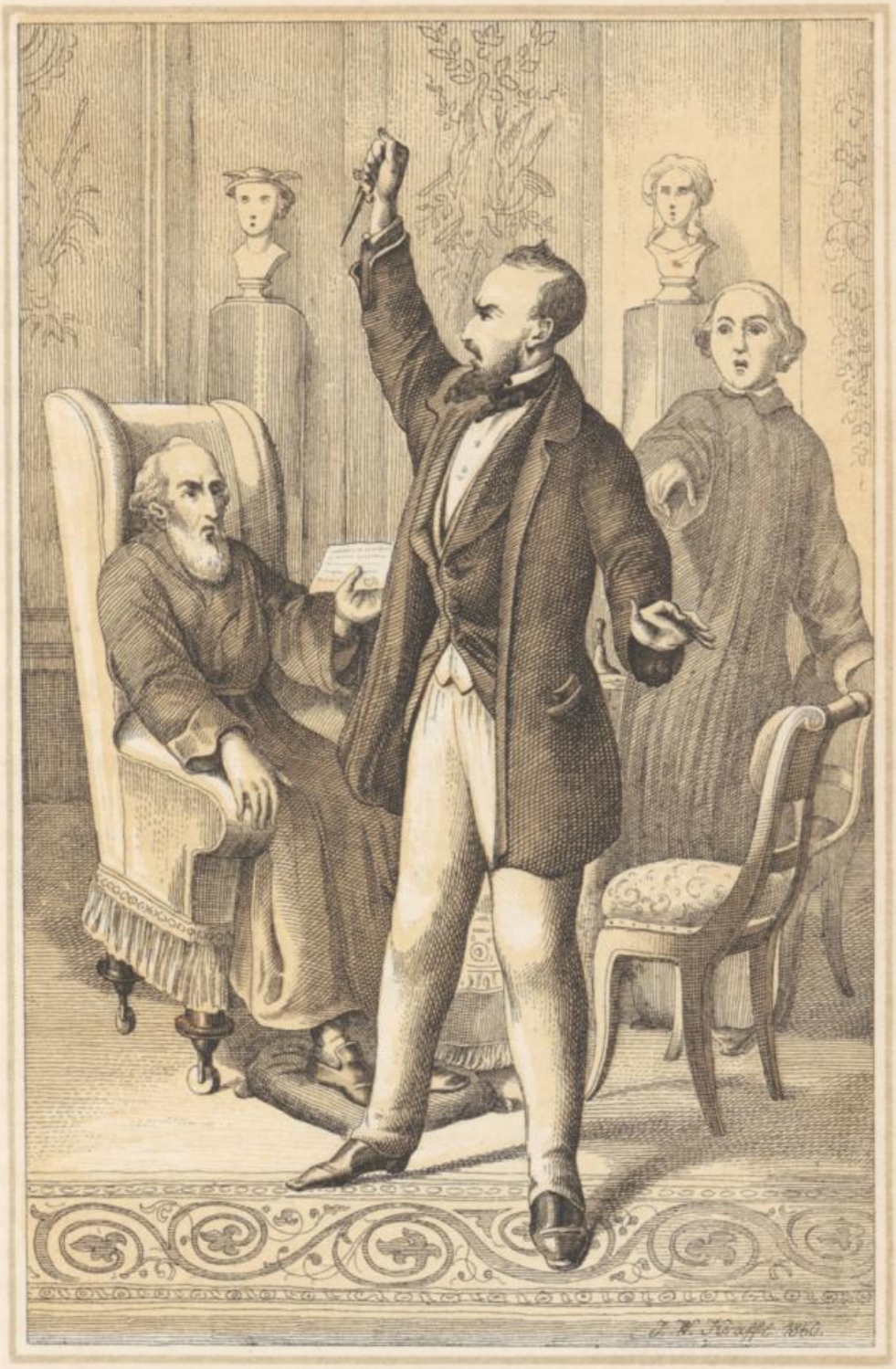
Adamski sah, daß ihm das Läugnen hier nichts mehr helfen würde. Er schlug daher einen andern Weg ein.

„Mich verhaften?!" grinst'e er mit einem teuflischen Ausdruck in den Mienen. „Meine werthen Herren! zum Verhaften gehören bekanntlich immer wenigstens zwei Personen: Einer, der verhaftet, und Einer, der sich verhaften läßt. Hier sehe ich aber keinen, der sich verhaften lassen wird. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!"

Dabei zog er einen Dolch aus der Rocktasche und zückte ihn hoch aufgerichtet durch die Luft, daß die Sonnenstrahlen von dem blanken Stahle zurückgeworfen wurden. Sein Gesicht nahm einen furchtbaren Ausdruck von Wildheit an. Mit einem Satze stand er an der Thür, ehe sich noch die Herren in der Stube von ihrer Bestürzung über diesen drohenden Widerstand des Abenteurers erholt hatten. Aber vom Friedensrichter waren doch auch für diesen Fall Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden. Er hatte vor der Thür zwei seiner Häscher aufgestellt, die dem Flüchtigen den Weg versperrten.

Entkam Adamski erst aus dem Hause, so war nicht mehr daran zu denken, seiner habhaft zu werden. Die dünn bevölkerten Gegenden, die ausgedehnten Wälder und die mangelhafte Polizeiverwaltung Amerika's begünstigen die Flucht oder die Verborgenheit der Verbrecher außerordentlich. Daher herrscht auch in den Vereinigten Staaten selbst eine allgemeine Unsicherheit der Person und des Eigenthums; es werden dort täglich die schwersten Verbrechen mit einer Frechheit verübt, die uns mit Staunen und Schauder zugleich erfüllt.

Dies wußte auch Adamski und rechnete daher mit Sicherheit noch auf ein glückliches Entkommen. Das Geld hatte er ja bereits in der Tasche; sein Zweck war erreicht.



Der Erbschleicher.

Aber er hatte sich doch verrechnet. Die außen an der Thür aufgestellten Häscher versperrten ihm den Ausweg. Der Friedensrichter rief ihnen zu: „Packt ihn, haltet ihn fest, werft ihn nieder!“

Aber Adamski setzte sich mit der Kraft und Entschlossenheit eines Verzweifelten zur Wehre. Während er den einen Gerichtsdiener mit der linken Faust so heftig an die Brust stieß, daß er zur Erde taumelte, versetzte er dem anderen einen so wohlgetroffenen Dolchstoß in die Brust, daß er entseelt niedersank. Der Friedensrichter eilte jetzt selbst seinen Dienern zur Hülfe. Aber Adamski war mit zwei Sätzen zur Thür hinaus.

Er wäre sicher entkommen, wenn jetzt nicht Nero, der Bediente Kellers, den Muth gehabt hätte, ihm auf den Hof zu folgen. Er setzte ihm mit der Behendigkeit einer Tigerkatze nach, faßte ihn beim Genick und riß ihn mit starker Hand zu Boden. Dann versuchte er ihm den Dolch zu entreißen. Obwohl älter als Adamski, war Nero doch stärker. Er legte seine Fäuste wie eiserne Klammern um Adamski's Arme und setzte ihm das rechte Knie auf die Brust.

In diesem Augenblicke mochte der Bösewicht das empfinden, was Gustav empfand, als er durch ihn vom Brette gestoßen wurde.

Der Unterliegende schäumte vor Wuth und Schmerz; die Augen traten ihm weit aus den Höhlen hervor, seine Gesichtsfarbe wurde bläulich.

„Laß mich los, schwarzer Teufel,“ stöhnte er; „sonst bist Du ein Kind des Todes!“

„Nix da, ausreißen!“ sagte der Neger; „Du Teufel sein, Massa betrogen!“

Unterdeß raffte sich auch jener Häscher wieder auf, der den heftigen Faustschlag vor die Brust erhalten hatte. Mit seiner Beihülfe wurde dem Verbrecher nun der Dolch entwunden und er dann selbst an Händen und Füßen geknebelt.

Der Friedensrichter versuchte hierauf jenem Häscher beizustehen, der den Dolchstoß erhalten hatte. Aber der Unglückliche lag, in das Herz getroffen, bereits entseelt da.

Der alte Herr mußte, auf seinen Stuhl gefesselt, in der Stube den Ausgang dieser Schreckensscenen abwarten. Mit einer Qual, die ihm die Minuten zu Stunden ausdehnte, hörte er nur das Aechzen und Röcheln des Sterbenden, und das Stöhnen und dumpfe Fallen der Kämpfenden. Endlich trat der Friedensrichter zu ihm hinein und sagte im höchsten Grade erhitzt: „Der hat uns Mühe und Blut gekostet. Aber nun ist er fest!“

Auch Nero eilte jetzt zu seinem Herrn, um ihn über diesen furchtbaren Auftritt zu beruhigen. „Dieser ruchlose Abenteurer," seufzte der alte Keller, „macht mein friedliches Haus zum blutigen Schauplatz eines scheußlichen Verbrechens! Wie tief hat es mich erschüttert! Das wird mein schwindendes Leben noch mehr verkürzen! Und wem danke ich es im Grunde? Bloß meinem Neffen Gustav. Hätte er den Verbrecher nicht so tief in meine Verhältnisse und in unsere Familienangelegenheiten eingeweiht, so wäre es dem letzteren nicht möglich gewesen, dieses Schauspiel eines frechen Betrugs aufzuführen. Das geht aus dem heutigen Briefe meines Neffen genügend hervor. Wahrscheinlich hat Gustav diesen Adamski nur als Helfershelfer gegen mich gebrauchen wollen: aber er ist selbst von ihm betrogen und überlistet worden. Ja dieser Vetter ist mit seinem Geiz eine Zierde unserer Familie," setzte der alte Herr bitter hinzu.

Adamski wurde, gebunden wie er war, auf einen herbeigeschafften Karren geladen, um der nächsten Gerichtsbehörde zur Untersuchung und Bestrafung übergeben zu werden. Zuvor aber wurde ihm das Geld erst wieder abgenommen. Zusammengekauert, unbeweglich und schweigend lag er auf dem Stroh des Karren da, nur mitunter warf er einen wüthenden Schlangenblick auf seine Wächter.

Man könnte sich wundern, daß der alte Keller dem Abenteurer das Geld einhändigte, obwohl er um den gespielten Betrug schon wußte. Es verhielt sich damit auf folgende Weise: Sobald Gustav in Fayal an's Land gestiegen war, schrieb er dem Onkel einen Brief, in welchem er ihm seine Schicksale während der Ueberfahrt kurz erzählte, und ihn namentlich vor den Ränken Adamski's warnte, da er gegen diesen einen wohlbegründeten Verdacht gefaßt hatte seit jenem Augenblicke, wo er von ihm in den Wellen des Oceans vom Brett gestoßen worden war. Dieser Brief gelangte heute Morgen in des Onkels Hände, hatte also nur einen Tag mehr wie Adamski gebraucht, um diesen Weg hierher zurückzulegen. Um den Betrüger vollständig zu überführen, beschloß nun der Onkel, ihm in Gegenwart des Friedensrichters die 50,000 Dollars einzuhändigen. Diesem Beweise gegenüber konnte nun auch der verschmitzteste Betrüger nicht mehr läugnen. Hätte der alte Keller diese Vorsicht nicht gebraucht, so hätte der verschlagene Adamski vor Gericht gewiß noch eine Ausrede gefunden, durch welche er der Bestrafung entgangen wäre. Ueberdies wollte sich Georg Keller durch Adamski's Unterschrift

auf der Quittung noch vollständiger überzeugen, daß er es wirklich nur mit einem falschen Neffen zu thun habe.

Darum also hatte er ihm das Geld ausgezahlt, zumal er nicht glaubte, daß die Verhaftung des Abenteurers so schwierig sein würde.

Und nun ist es auch erklärlich, warum sich der alte Herr am Morgen nicht sprechen ließ, warum die Rührigkeit in dem Hause herrschte und Boten aus- und eingingen.

Was hätte nun aber Adamski gethan, wenn die „Austria" nicht untergegangen wäre? Wie hätte er dann seinen Plan angelegt? Fragt man dies, so ist die Antwort darauf: er hätte die beiden Vettern unter irgend einem Vorwande in einer amerikanischen Stadt aufgehalten, hätte Gustav Keller's Paß heimlich entwendet und wäre den Vettern voraus zum Onkel geeilt, um dasselbe auszuführen, was er nun ausgeführt hat.

Wenn aber Georg Keller schon todt gewesen wäre? Nun, dann hätte Adamski die Gerichte eben so zu täuschen versucht, wie er jenen täuschte.

Ueberdies war dieser Gauner so unerschöpflich in Ränken, daß er auf die eine oder andere Weise in dieser Erbschaftsangelegenheit seinen Vortheil zu finden hoffte.

So also wurden durch Gottes wunderbare Fügungen seine feinen Netze zerrissen und seine gut ausgedachten Pläne durchkreuzt.

Eines großartigen Betrugs überführt und des an dem Gerichtsdiener begangenen Mordes überwiesen, endete Adamski nach Verlauf weniger Monate durch Henkers Hand. Der Galgen war das Halt, welches die ewig wache Gerechtigkeit des Himmels diesem Abenteurer auf seiner verbrecherischen Laufbahn zurief.

Sehen wir uns nun nach den übrigen Erben um. Bernhard Keller wurde von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und erlag demselben. Fern der Heimath liegt er am Strande des Meeres begraben. Gustav Keller erhielt auf seinen Brief das erbetene Reisegeld, schaffte sich die nöthige Kleidung an und machte sich dann auf zu seinem Onkel.

Eines Morgens langte er in dem stillen Long-Point an. Nero empfing den Fremden an der Thür des Landhauses.

„Ist Herr Keller, mein Onkel, zu Hause?" fragte Gustav den schwarzen Diener.

„Schon wieder ein Neffe! aber zu spät kommen!" antwortete dieser. „Massa schon todt sein vor vier Tagen."

„Wie, mein Onkel wäre gestorben?“ rief Gustav bestürzt. „Es ist nicht möglich! vor acht Tagen lebte er noch!“

„Massa todt!“ wiederholte der Neger trocken. „Mancher heute leben und morgen todt sein.“

Gustav, der mit dem plötzlichen Tode des Onkels seine Hoffnungen vernichtet sah, gerieth in eine Art von Wuth.

„Schwarzer Schurke,“ rief er, „Du lügst. Er lebt noch, er muß noch leben.“

Nero warf dem Fremden einen verächtlichen Blick zu und sagte nur: Noch so ein Neffe!“

Während dem waren beide in das Wohnzimmer getreten. Gustav warf seine Reisetasche auf den Tisch und durchmaß die Stube mit großen Schritten. Nero stand ruhig harrend an der Thür.

„Konnte der alte Mann nicht noch ein paar Tage leben, bis ich ihn gesprochen hatte?“ rief Gustav aufgebracht. „Dann hatte er noch Zeit genug zum Sterben. Bin ich denn stets auf dieser Reise der genarrte Spielball des Schicksals?“

„Aber, Schwarzer, sage mir, wer ist des Onkels Erbe?“ fragte Gustav gespannt, vor dem Neger stehen bleibend.

„Die ganze Welt,“ brummte er: „Kranke, Waisenkinder, Arme.“

„Und ich, sein Neffe?“ rief Gustav ungeduldig.

„Nix erben, gar nix!“ antwortete der Neger ruhig.

„Hole der Teufel den alten Narren!“ rief Gustav. „Also seinen nächsten Verwandten vergißt er über dem Lumpengesindel! Behüte Gott Jeden vor einem solchen Onkel! Was soll nun aus mir werden? Fünfhundert Thaler hat mir diese nutzlose Reise schon gekostet — was ich dem Adamski geborgt habe, ist nun auch weggeworfen — bin bald ertrunken — alle Welt hat mich zum Narren — selbst der Onkel mit seinem unzeitigen Sterben! Das war der dümmste Streich, den er mir spielen konnte. Hat dieser alte Schwachkopf gar nicht bedacht, daß es schändlich von ihm ist, seinen Verwandten zu enterben? Nein, es ist zum Rasendwerden! Ich könnte ihn wieder aus der Erde scharren und ihn zwingen, mir sein Geld zu lassen!“

Hier klingelte es heftig in dem Nebenzimmer, das nur durch eine Tapetenwand von der Wohnstube geschieden war. Nero ging mit einem eigenthümlich grinsenden Lächeln hinein. Dann hörte Gustav ein Geräusch, als wenn ein Rollstuhl fortgeschoben würde;

die Thür wurde weit geöffnet und herein schob Nero einen Greis, den alten Keller. — —

Gustav war wie vom Schlage gerührt; zwar kannte er den Greis nicht, aber er hatte doch das Gefühl, daß er hier eine grenzenlose Dummheit begangen habe. „Was soll das geben?“ dachte er. „Steigt der Onkel aus dem Grabe wieder auf?“

„Nun, mein würdiger Neffe,“ begann der alte Herr mit schwacher und zitternder Stimme; „da Du Deinen Onkel so sehr liebst, daß Du ihm im Grabe keine Ruhe lassen und ihn wieder herausscharren möchtest, so komme ich Dir zuvor und erscheine wieder!“

„Wie? Sie mein Onkel, mein theurer Onkel?“ sagte Gustav auf das Höchste verblüfft.

„Ja, der Schwachkopf, der alte Narr, der das Verbrechen begangen hat, Dich nicht zum Erben zu machen, sitzt vor Dir,“ sagte der alte Herr mit beißendem Spott. „Nun, warum freust Du Dich nicht über mein Wiedererscheinen, mein werther Neffe? Nun kannst Du mir ja noch einige Millionen abzwacken.“

„Mein verehrter Onkel!“ — —

„Laß uns kurz sein,“ wurde Gustav von diesem unterbrochen. „Da ich wußte, daß Du zu mir kommen wolltest, und ich die Absicht, die Dich zu mir führte, recht gut kannte, so wollte ich Dich erst einer kleinen Prüfung unterwerfen. Nero mußte Dir sagen, ich sei todt. Hier im Nebenzimmer habe ich nun die Ausbrüche Deiner habgierigen Raserei vernommen; aber nicht einen Laut, der von Liebe zu mir zeugte, habe ich gehört. Du hast die Prüfung sehr schlecht bestanden, mein würdiger Neffe! Du begreifst, daß wir nach dem Vorgefallenen nicht mehr mit einander verkehren können. Ich muß Dich ersuchen, noch heute mein Haus wieder zu verlassen. Auch nicht eine Stunde lang will ich den Hauch einer so schmutzigen Seele um mich dulden. Nero wird Dir das Geld zustellen, welches Du zur Rückkehr nach Europa brauchst — und nun für immer aus meinen Augen!“

Der alte Herr machte hierbei eine Bewegung mit der Hand, in der sich Abscheu und Verachtung aussprachen.

Gustav warf sich seinem Onkel zu Füßen und rief bittend: „Onkel, hören Sie mich!“

„Ich habe genug gehört,“ sagte dieser kalt und gemessen. „Nero, schiebe mich in mein Zimmer zurück.“

Während der Diener diesen Befehl vollzog, versuchte Gustav noch einmal, seines Onkels Herz zu bewegen; aber es war umsonst.

Der enttäuschte Neffe warf sich in Verzweiflung auf das Sopha und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. So bittere Augenblicke, wie er jetzt durchlebte, hatte er noch nie in seinem Leben empfunden. Seine ganze Reise nach Amerika war ja nichts als eine Kette der schmerzlichsten Enttäuschungen, die ihm seine Geldgier bereitet hatte.

Später versuchte er nochmals, den Onkel zu sprechen; aber er fand die Thür seines Zimmers verriegelt.

Hierauf trat Nero in das Wohnzimmer und trug einen Imbiß für Gustav auf. Dieser konnte indessen vor Aufregung nichts genießen. Als ihm nun Nero 200 Dollars übergab, sah Gustav ein, daß er hier nicht länger weilen dürfe und daß jeder Versuch, den Onkel eines Anderen zu überreden, doch vergeblich sein würde.

Bei der Uebergabe jenes Geldes sagte der Neger spottend: „Das Erbschaft sein von Massa."

Gustav murmelte zwischen den Zähnen: „Schwarzer Teufel," und warf einen grimmigen Blick auf den lächelnden Diener.

„Ist es so weit mit mir gekommen," dachte Gustav bei sich, „daß sich selbst die Bedientenseele eines Schwarzen über mich lustig machen kann?! Nein, fort von hier! Das kann ich nicht ertragen."

Und Gustav trat seine Rückreise unverzüglich an. Welche Gefühle er dabei hatte, ist wohl überflüssig zu sagen. Er hatte sich in seinen Hoffnungen nicht nur vollständig getäuscht; er hatte seine Täuschungen auch noch mit vielem Gelde bezahlen müssen. Dieser doppelte Schlag, der seinen Geiz getroffen, hatte indessen gute Folgen. Gustav, der mit Zittern und Zagen das Schiff bestiegen hatte, das ihn nach Hamburg führen sollte, wendete schon während der Ueberfahrt sein Herz zu Gott, den er so lange vergessen hatte. Die Lehren, die er während dieses letzten Monats vom Himmel empfangen hatte, fingen an, in seinem Herzen Wurzel zu fassen. Er kehrte nicht mehr als der Geizhals nach Europa zurück, der er vorher gewesen war.

Die Armen, die Wittwen und Waisen wurden nicht mehr mit harten Worten von dem Hofe in Schmalwitz fortgetrieben; den Arbeitern wurde nichts mehr von ihrem wohlverdienten Lohne abgezogen; die Sammlungen für Abgebrannte und Ueberschwemmte wurden in Schmalwitz immer mit einem Scherflein bedacht: kurz, Gustav war ein Anderer geworden. Er hatte den Geiz aus seinem Herzen getrieben, und das Mitleid, das Erbarmen, die

Liebe zu seinen Mitmenschen daselbst einziehen lassen. Und — nach seinem eigenen Geständniß — fühlt er sich jetzt in seinen bescheidenen Verhältnissen glücklicher, als er es bei all' den Reichthümern des Onkels geworden sein würde. Er ist voll Dankes gegen Gott, der ihn — wenn auch durch widrige Schicksale — bekehrt und das wahre Glück kennen gelehrt hat.

In Schmalwitz und Umgegend sagt man seit dieser Zeit von einem Geizhalse sprichwörtlich: „Der muß erst einmal nach Amerika, um eine Erbschaft zu holen.

Der alte Onkel aber gedachte jetzt an seine Nichte und schrieb ihr folgenden Brief:

„Long-Point, im Oktober.

Du hast mir, liebe Nichte, mit Deinem herzlichen und liebevollen Briefe eine außerordentliche Freude gemacht. Die Sonnenblicke Deiner Liebe sind erwärmend in die winterliche Kälte meines Herzens gefallen und haben meine letzten Tage mit mildem Strahl verklärt. Und wenn mich etwas dabei geschmerzt hat, so ist es der Gedanke gewesen, daß ich zu spät erkannt habe, wie aufrichtig Du mir zugethan bist. Ich stand allein und ungeliebt in der Welt: Du bist das einzige Wesen, das mir eine so uneigennützige Ergebenheit bewährt hat. Und ich Thor! Erst vor meinem nahen Tode erkenne ich diese holde Blüthe der Freundschaft, die mein Glück hätte machen können. Nur um Eines bitte ich Dich noch: vergib, daß ich Dich so lange verkannt und vernachlässigt habe. Aber ich haßte das ganze Frauengeschlecht. In meinen jungen Tagen hatte mich eine Deines Geschlechts auf eine unerhörte Art betrogen; seitdem empfand ich eine tiefe Abneigung gegen das ganze Geschlecht. Aber ich hätte diese Abneigung nicht auch auf Dich übertragen sollen! Du bist ja rein und treu wie Gold.

Empfange nun auch einen Beweis meiner Liebe und Achtung.

Jedem Deiner beiden Vettern und Dir selbst hatte ich 50,000 Dollars ausgesetzt. Da der eine aber gestorben ist und der andere sich meiner Liebe durchaus unwürdig gezeigt hat, so lege ich deren Erbtheil auch noch zu dem Deinen, so daß Du im Ganzen 150,000 Dollars erhältst. Ich weiß, Du wirst einen guten Gebrauch davon machen; sie werden Dir und Andern zum wahren Glücke dienen.

Mein Auge ist schwach, meine Hand müde. Habe Dank für Deine Zärtlichkeit und Sorge um mich. Gott segne Dich

dafür. Bete für das Seelenheil Deines Onkels, dessen Stunden gezählt sind.

Georg Keller."

Als Minna diese Zeilen gelesen hatte, rollten ihr Thränen auf die Wangen nieder. „Der arme Onkel, der gute Onkel!" seufzte sie; „wie freue ich mich, daß ich ihm wenigstens noch einen Augenblick seines freudlosen Lebens versüßt habe!"

Dann fiel ihr Auge auf den in den Brief eingeschlossenen Wechsel. Auf dieses Papier zahlt der Kaufmann N... in Hamburg mir 150,000 Dollars aus! „Wie ist es möglich? Was soll ich mit dem vielen Gelde anfangen?!" rief sie aus.

Aber Minna Burgmüller wußte die Zinsen dieses Geldes recht gut zu verwenden. Sie ist gegenwärtig eine der wohlthätigsten und freigebigsten Damen in Hamburg; Unglück und Bedrängniß gehen niemals unbeschenkt und ohne Trost aus ihrem Hause.

Zwar hat sie ihr kleines Stübchen am Wall aufgegeben und eine bessere und größere Wohnung in der Stadt bezogen; zwar arbeitet sie nicht mehr so angestrengt und für Geld; zwar hat sie nun viele vornehme Freundinnen und geht manchen Nachmittag spazieren, besucht manchen Abend glänzende Gesellschaften: aber im Ganzen ist sie doch ein einfaches, anspruchsloses Mädchen geblieben, das sich ihres Vermögens nur erfreut, weil es Andere daran mit Theil nehmen lassen kann.

Selbst ihr Vetter Gustav besucht sie mitunter, wenn er einmal von Schmalwitz nach Hamburg kommt, und sieht ohne Neid auf Minna's Glück.

So endet also diese Geschichte: die da den irdischen Gütern nachjagten, ernteten nur Unglück und Unsegen; die aber genügsam und fromm war, der fiel es von selbst zu. — Das sind die Fügungen Gottes. —

Der Buchweizen.

Oft, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf welchem Buchweizen wächst, sieht man, daß er ganz schwarz geworden und abgesengt ist. Es ist gerade, als ob eine Feuerflamme über denselben hingefahren wäre, und der Landmann sagt dann: „Das hat er vom Blitze bekommen!"

Aber warum bekam er das?

Ich werde erzählen, was der Sperling mir gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde stand und noch steht. Er ist so ein ehrwürdiger, großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt; er ist mitten durchgeborsten, und es wachsen Gras und Brombeerranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt sich vorn über und die Zweige hängen auf die Erde herunter, gerade als ob sie ein langes grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Getreide, nicht bloß Roggen und Gerste, sondern auch Hafer, ja, der herrliche Hafer, der, wenn er reif ist, gerade wie eine Menge kleiner gelber Kanarienvögel auf einem Zweige aussieht. Das Getreide stand so gesegnet, und je reicher die Aehre war, desto tiefer neigte sie sich in frommer Demuth. Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, und dieses Feld lag dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigt sich durchaus nicht, wie das übrige Getreide, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wohl so reich wie die Kornähre," sagte er; „überdies bin ich weit hübscher; meine Blüthen sind schön, wie die Blüthen des Apfelbaumes; es ist eine Freude, auf mich und die Meinigen zu blicken! Kennst du etwas Prächtigeres, als uns, du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade, als ob er damit sagen wolle: „Ja, das thue ich freilich!"

Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmuth und sagte: „Der dumme Baum! Er ist so alt, daß ihm Gras im Leibe wächst!"

Nun zog ein schrecklich böses Wetter auf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen oder neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über sie dahin fuhr; aber der Buchweizen prangte in seinem Stolze.

„Neige dein Haupt, wie wir!" sagten die Blumen.

Das brauche ich durchaus nicht! erwiederte der Buchweizen. Es kommt des Sturmes Engel geflogen! Er hat Schwingen, die reichen oben von den Wolken bis gerade herunter zur Erde, und er schlägt dich mitten durch, bevor du bitten kannst, dir gnädig zu sein!

Ich aber will mich nicht beugen! sagte der Buchweizen.

„Schließe deine Blumen und neige deine Blätter!" sagte der alte Weidenbaum. „Sieh' nicht zum Blitze empor, wenn die Wolke berstet; selbst die Menschen dürfen das nicht, denn im

Blitze kann man in Gottes Himmel hineinsehen, aber dieser Anblick vermag selbst die Menschen zu blenden, was würde aber nicht uns, den Gewächsen der Erde, geschehen, wenn wir es wagten, die wir doch weit geringer sind!"

„Weit geringer!" sagte der Buchweizen. „Nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinsehen!" — Und er that es in seinem Uebermuth und Stolz. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

Als das böse Wetter später vorbei war, standen die Blumen und das Getreide in der stillen, reinen Luft ganz erfrischt vom Regen; aber der Buchweizen war vom Blitze kohlschwarz gebrannt; er war nun ein todtes Unkraut auf dem Felde. Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, gerade als ob der Baum weine.

Da fragten die Sperlinge: „Weshalb weinest du? Hier ist ist es ja so gesegnet! Sieh', wie die Sonne scheint; sieh', wie die Wolken ziehen! Athmest du nicht den Duft von Blumen und Büschen? Weshalb weinst du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum erzählte vom Stolze des Buchweizens, von seinem Uebermuth und der Strafe, die diesem immer folgt.

Ich, der ich diese Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört! — Sie erzählten es mir eines Abends, als ich sie um ein Mährchen bat. (Andersen.)

Der Herbstabend.

Walter, der Sohn des Försters zu Tiefengrund, kam aus der benachbarten Stadt, wo er die Schule besuchte, um die Michaelisferien bei seinen Eltern zuzubringen. Er hatte früh Morgens die Stadt verlassen und war den Tag über rüstig zugeschritten. Jetzt näherte er sich dem Ziele seiner Reise, und wie eine freundliche Vorbedeutung führte ihn der schönste Herbstabend in seine Heimath ein. Der Himmel, welcher den Tag über mit jenem dünnen flockigen Gewölke bedeckt gewesen war, das wohl Jeder in dieser Jahreszeit kennt, fing allmälig an, sich aufzuheitern. Von Westen her rollte sich das Gewölk wie ein Vorhang allmälig auf, und ließ das wunderbar leuchtende Blau der Tiefe über uns sehen. Jetzt näherte sich sein Rand dem Orte der Sonne, er

wurde immer glänzender, noch einige Minuten, und das Gestirn des Tages stand unverhüllt im Aether da. Aber es war schon nicht fern mehr von der Erde, zwischen ihm und dieser lag bereits das goldene Lichtmeer, in welchem die Sonne bei heiterm Himmel aus unserem Gesichtskreise verschwindet, und immer röthlicher wurde der verklärende Glanz, der die Gegenstände umher erhellte. Walter stand und blickte still entzückt um sich her. Vor ihm spiegelte sich, wenn er nach Abend sah, das Licht des Himmels in einem langen, glänzenden Streifen von den Spinngeweben zurück, die jene Stoppelfelder bedeckten. Zur Rechten waren Landleute beschäftigt, das Grummet von der Wiese nach Hause zu bringen, und ein Knabe trieb die Kühe, die er zwischen den darauf lagernden Schobern gehütet hatte, nun singend heimwärts. Neben der Wiese streckt sich ein Ackerland hin, das der Pflüger, der die braunen Furchen den Tag lang darüber gezogen hatte, jetzt mit den müden Rossen verließ, auf deren einem er pfeifend saß. Weiterhin war ein Feld, wo man Kartoffeln aufgegraben hatte. Noch suchten einige Kinder und Frauen emsig in der aufgewühlten Erde; aber schon fuhren die Männer die hohen Säcke von dannen, und zum letzten Male flammte das Feuer auf, das sie von den trockenen Stengeln unterhalten hatten. Schöner noch war der Wald, der sich zu des Wanderers Linken hinstreckte; das Gelb und Roth und Braune seiner Blätter, gemischt mit einzelnen grünen Stellen, schimmerte immer glühender, je mehr sich die Sonne dem Augenblicke ihres Unterganges näherte. Aber am schönsten erschien Walter jene Thurmspitze mit dem Kreuze, die jetzt der letzte Strahl des scheidenden Lichtes röthete: denn dort war sein väterliches Dach, dort winkte ihm Liebe und Freude!

(Falkmann.)

Pius der Neunte.

„Undank ist der Welt Lohn," sagt ein Sprüchwort. Wie wahr dieses Wort ist, hat der jetzige Papst Pius IX. in vollem Maße erfahren. Genießt der Papst, als der Stellvertreter Christi auf Erden, in der ganzen katholischen Christenheit hohes Ansehen: so sollte man glauben, daß gerade das Volk, welches unmittelbar in seiner Nähe lebt und dem es auch als seinem weltlichen Oberherrn zu gehorchen hat, ihm in Achtung, Liebe und Ehrfurcht ergeben sei. Dem ist aber nicht so, wie der Leser sogleich erfahren soll.

Papst Pius IX. ist ein Sohn eines verarmten Grafen Mastai-Ferretti, und wurde 1792 am 13. Mai zu Sinigaglia geboren. In der heiligen Taufe empfing er die Namen Giovanni Maria. Als der Knabe heranwuchs, besuchte er das berühmte Gymnasium in Volterra und zeichnete sich durch Fleiß und ein streng sittliches Betragen aus; auch machte er in den Wissenschaften sehr gute Fortschritte. Giovanni hatte in Rom einen Oheim, der ihn in sein Haus aufnahm, und wo er Gelegenheit fand, weitere Studien zu machen. Nun gelangte er endlich in das Alter, wo er sich für einen Lebensberuf entscheiden sollte, und er entschloß sich, in die Garde des Papstes zu treten. Leider aber litt er bisweilen an der Epilepsie, und aus diesem Grunde wollte sein Vater ihm nicht die Einwilligung geben. Später lernte Giovanni eine schöne junge Römerin kennen, und weil er sie wirklich liebte, so bot er ihr seine Hand an. Da die Römerin aber sehr reich war, so schlug sie stolz jenes Anerbieten aus. Um diese Zeit hatte Giovanni Gelegenheit, mit dem damaligen Papst Pius VII. bekannt zu werden, und dies trug wahrscheinlich dazu bei, daß er den Entschluß faßte, in den geistlichen Stand zu treten. Nachdem Giovanni die Priesterwürde empfangen hatte, widmete er sich mit aller seiner Kraft diesem heiligen Beruf: er wurde nicht nur ein Lehrer des Volkes, sondern auch ein Helfer der Armen und ein Tröster der Kranken. Pius VII. ernannte ihn bald zum Vorsteher des Waisenhauses, und um seinen Pflegebefohlenen immer nahe zu sein, bezog er die schlechten inneren Räume der Anstalt, die aller Bequemlichkeit baar waren. Sein liebevolles Benehmen gegen die Waisen erwarb ihm den Namen „Tata Giovanni."

Nicht lange sollte Giovanni in dieser Stellung bleiben; denn der Papst sandte ihn mit dem Erzbischof Muzzi nach Chili in Südamerika. Diese Reise hatte für Giovanni den glücklichsten Erfolg, denn er wurde von seiner Krankheit, der Fallsucht, gänzlich geheilt. Bei seiner Rückkehr saß Leo XII. auf dem heiligen Stuhl, der ihn zum Prälaten und Vorsteher des großen Michaelshospitals in Rom ernannte. Jetzt stieg er von Stufe zu Stufe: 1827 wurde er Bischof von Spoleto, 1832 Erzbischof von Imola und 1840 Cardinal. Im Juni 1846 starb der damalige Papst Gregor XVI. und am 15. Juni traten die 46 Cardinäle zusammen, um die neue Wahl zu vollziehen. Nach einer 40stündigen Berathung wurde Giovanni zum Papst erwählt, der nun

Papst Pius IX.

aus Dankbarkeit gegen Pius VII. den Namen Pius IX. annahm. Der neue Papst begann nun seine Regierung damit, manche Uebelstände abzuschaffen und neue bessere Einrichtungen zu treffen. Ein seltener Jubelsturm empfing ihn überall, wo er sich zeigte. Aber dem römischen Volke ging es, wie den kleinen Kindern, je mehr man ihnen gibt, je mehr wollen sie haben, so machte es auch der Römer, und als Pius sich genöthigt sah, die Wünsche des Volkes nicht zu befriedigen, brach eine vollständige Revolution aus. Das „Hosianna" hatte sich in ein „Kreuzige ihn" verwandelt. Der gutmüthige Papst sah sich endlich genöthigt, Rom zu verlassen und nach Gaeta zu fliehen. Später kehrte er unter dem Schutze der Franzosen zurück, allein bis auf den heutigen Tag ist die völlige Ruhe im Kirchenstaate noch nicht wieder hergestellt. Italien, in der jüngsten Zeit von blutigen Bürgerkriegen heimgesucht, soll ein großes ganzes Königreich werden; schon hat der König von Sardinien den größten Theil erobert, und man geht mit dem Plane um, dem Papste seine weltliche Herrschaft zu nehmen. Und wer hat gegen den braven Mann revoltirt? wer will ihm sein Land und seine Herrschaft nehmen? „Es ist sein Volk, das katholische Volk Italiens."

Wie hat es sich in Rom so schnell geändert! Als Pius IX. den heil. Stuhl bestiegen hatte, da zog das römische Volk jubelnd durch die Straßen und sang nachstehende

Hymne an Pius IX.

Auf, frohlocket und singt Jubellieder
Dem großmüthigen Pius, ihr Brüder,
Der den göttlichen Funken hernieder
Süßer Liebe vom Himmel gebracht!

Heil dem heiligen Priester, dem Frommen,
Ihm sei Ruhm, der von Gott uns gekommen,
Dem in Lieb' alle Herzen entglommen,
Der die Hoffnung der Brust entfacht.

Auf, die blumigen Hügel ersteiget,
Euren Dank vollen Herzens bezeiget,
Eine Stimme, sie ruft, hört und schweiget.
Frieden, Eintracht, Recht, Liebe und Macht.

Auch die Waise, die arm und verlassen
Von der Welt durchirret die Gassen,
Mag Vertrauen nun wiederum fassen,
Wenn des Vaters mild Antlitz sie sieht.

Ja, die heißen Gebete der Armen
Fanden Gnade bei Gott und Erbarmen,
Und er ließ uns in Pius erwarmen,
Ach, ein Herz, nur von Liebe durchglüht!

Darum Dank, tausendfachen, dem Frommen,
Mit dem Frieden und Liebe gekommen,
Der das Elend von uns genommen,
Seht, der Tag unsers Glückes erblüht!

Zahlengrößen.

Als der liebe Leser in der Schule anfing, rechnen zu lernen, da wurde er mit den Einern, Zehnern, Hundertern u. s. w. bekannt. Er lernte bald, daß Tausend mal Tausend eine Million sei, und nun ging's weiter zu Billionen und Trillionen, als könnte man's so an den Fingern abzählen. Und das ist doch sehr gefehlt.

Wenn man fragen würde, was ist eine Billion? so könnte diese Frage sonderbar erscheinen. Die Antwort ist: eine Million mal Million. Schnell geschrieben und schnell ausgesprochen; aber es ist Keiner im Stande, sie zu zählen, und wenn er Methusalem's Alter erreichte. Man kann in einer Minute ungefähr 160 bis 170 zählen; doch da es nicht auf 30 ankommt, so wollen wir annehmen, man könnte in einer Minute 200 zählen, so kommen auf die Stunde 12,000, auf einen Tag 288,000, auf ein Jahr zu 365 Tagen (denn alle 4 Jahre könnte man wohl an dem einfallenden Schalttage ruhen) 105,120,000. — Gesetzt nun, Adam hätte vom ersten Augenblick seines Daseins an immer gezählt, und seine Eva hätte ihn gar nicht durch ihre Gesprächigkeit gestört, so hätte er nach der gewöhnlichen Annahme des Alters der Erde noch lange nicht genug gezählt: denn um eine Billion zu zählen, bedürfte er: 9512 Jahre 342 Tage 5 Stunden und 20 Minuten. Wollte man aber, wie billig, dem armen Zähler so viel Ruhe gönnen, wie sich die meisten

Menschen nehmen, um zu essen, zu trinken und zu schlafen, nämlich 12 Stunden auf den Tag, dann hätte er gar 19,025 Jahre 319 Tage 10 Stunden und 40 Minuten nöthig.

„Ei!“ sagt der kleine Leser, „da kommen ja solche Zahlengrößen im praktischen Leben gar nicht vor, und da sollte uns der Lehrer auch nicht damit quälen!“ Nun, der Leser hat so Unrecht nicht; aber ich darf nichts weiter hinzufügen, denn ich darf's mit den gelehrten Herren nicht verderben.

Des Herren Wege sind wunderbar.

„Was Gott erhalten will, können Menschen nicht verderben!“ Diesem Spruche setzen wir noch hinzu: „Das können selbst die bösen Mächte nicht verderben.“

Es war einmal ein Student, der hatte es sich von frühester Jugend so recht heilig versprochen, ein Diener des Evangeliums zu werden, um mitzuwirken an dem Bau des Reiches Gottes. Wäre sein Vertrauen auf Gottes Hülfe nicht so fest gewesen, so wäre ihm gewiß der Muth entfallen, denn — — Studiren kostet Geld und unser Studiosus war ein armer Jüngling. Er hatte aber eine Tante in Wesel, die, wenn auch nicht reich, doch ziemlich bemittelt war, und die ihm einige Unterstützung zukommen ließ. So studirte er denn, seine Zukunft dem allgütigen Vater im Himmel befehlend, fleißig auf der Universität zu Halle.

Eines Tages saß er in seinem bescheidenen Dachstübchen hinter den Büchern, als ihm ganz unerwartet der Gedanke kam: „Dein Bund ist nicht mein Bund!“ und dann gedachte er des Wortes im Propheten Jesaias: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber der Bund meines Friedens soll nicht von dir weichen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“ So oft nun der Student es auch versuchte, sich wieder in seine Bücher zu vertiefen, es war vergebens, immer fuhr ihm jenes Wort durch den Sinn und er mußte dabei stets an seine Tante in Wesel denken. Seine Unruhe wuchs mit jeder Minute. Endlich entschloß er sich schnell, packte sein Ränzel und trat die Reise nach Wesel an. Nun wich die Unruhe von ihm, allein jenes Wort begleitete ihn auf der ganzen Reise. — Als er in Wesel in dem Hause der Tante ankam, trat ihm die alte, wohlbekannte Magd entgegen und er fragte sie:

— „Wo ist meine Tante?"

— „Ihre Tante hat sich schon seit einigen Tagen eingeschlossen und läßt Niemanden zu sich."

— „Gehen Sie hinauf und melden Sie, daß ich da sei!"

Die Magd ging, kam aber mit der Nachricht zurück, die Tante wolle ihn nicht sprechen, er möge sie ungestört lassen.

Durch nichts läßt der Jüngling sich aufhalten, er eilt die Treppe hinauf und steht bald vor der Thür der bekannten Stube. „Liebe Tante," rief er, „öffne mir die Thür, denn ich bin es, der Dich sprechen muß!"

— „Nein, nein! ich öffne nicht! Geh, und laß mich ungestört."

Der Student stemmte sich jetzt gegen die Thür mit aller Kraft und laut klirrend flog sie auf. „Dein Bund ist nicht mein Bund. Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber der Bund meines Friedens soll nicht von dir weichen, spricht der Herr, dein Erbarmer!" Mit diesem Wort trat der Jüngling vor seine Tante. Da brach die alte Frau zusammen, sie sank auf die Kniee und ein Strom von Thränen rann über ihre Wangen. Der Studenthielt sie liebevoll in seinen Armen. Endlich, endlich brach sie schluchzend in die Worte aus: „Du hast mich gerettet, oder vielmehr der Herr hat es gethan durch Dich; denn ich hatte einen Bund mit dem Bösen, ich ging seit Tagen mit dem Gedanken umher, mich — aufzuhängen."

Jetzt erzählte der Jüngling, wie es ihm in Halle ergangen, und wie es ihn getrieben, nach Wesel zu reisen, obgleich er nicht gewußt, warum. Beide dankten jetzt in einem brünstigen Gebete dem Herrn, der barmherzig und von großer Güte ist.

Wir haben nichts weiter hinzuzusetzen, als daß diese kleine Geschichte buchstäblich wahr ist; nur aus Rücksicht der noch lebenden Verwandten müssen wir die Namen verschweigen.

Spruch für das Leben.

Wann dir Gefahr und Unglück droht,
Dir Muth und Fassung rauben,
Wann du versinkst in Nacht und Noth,
Dann halte fest am Glauben.

Im Wechselstrom der Zeitenfluth,
Ob da auch nichts dir bliebe —
Eins wanke nicht, das höchste Gut:
Die gottbeglückte Liebe!

Sie stammt aus ew'ger Fülle her;
Ein wenig Lieb' ist keine;
Und sehr viel Lieb' ist auch nicht mehr.
Lieb' ist die ewig eine!

Und mit der Liebe Hand in Hand
Geht Hoffnung treu gebunden.
Sie weist zum bessern Vaterland
Und heilt die schwersten Wunden.

Der Glaube stark; die Lieb' gelind;
Die Hoffnung Gott ergeben!
Wo Glaube, Lieb' und Hoffnung sind,
Da ist das ew'ge Leben.

(K. M. Kirchner.)

Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?

Der Anblick des Himmels mit seiner Planetenwelt lehrt uns, daß, wenn auch diese gewaltige Erde mit allen Myriaden ihrer Bewohner verschwände, es Welten gibt, wo dieses für uns so entsetzliche Ereigniß völlig unbemerkt bleiben würde, und andere, wo man es sehen würde, wie wenn vor unsern Augen ein kleiner Stern aufhörte zu flimmern. Das Weltall würde durch den Untergang unsers Planeten, der Erde, etwa so viel an Herrlichkeit und Schönheit verlieren, als der Wald in seiner Pracht, wenn ein Blatt abfällt. Das Blatt zittert am Ast; ein Windhauch reißt es zu Boden, und mit ihm Myriaden von Geschöpfen, die das Mikroskop uns kennen lehrt, für welche jenes Ereigniß eben so ungeheuer ist, als für uns der Untergang unsers Planeten, zu dessen Zerstörung allerdings stärkere Elemente erforderlich wären. Aber diese Elemente sind da. Das Feuer, das in den Eingeweiden unserer Erde wüthet, kann in jedem Augenblicke seine verzehrende Zunge herausstrecken, und die ganze Erde zu Einem Vulkan machen. Verderbliche Dünste können aus dem

Schooße der Erde hervorbrechen, die ganze Atmosphäre vergiften, und Alles, was Odem hat, in den Staub legen. Ein glühender Stern kann an der Erde vorüberfahren, und alle Schrecken verwirklichen, mit denen der Aberglaube sich quält.

Diese unsere Kleinheit, diese unsere Unsicherheit ist es, welche es uns erst so werth macht, daß wir unter dem Schutze des Allmächtigen stehen. Das Wie deutlich zu machen, vermögen wir nicht; aber die Thatsache steht fest: dasselbe Wesen, dessen Auge das Universum durchschaut, gibt Wachsthum jedem Gräschen zu unsern Füßen, und Bewegung dem kleinsten Blutstropfen in unsern Adern. Obwohl Sein Geist die Unermeßlichkeit und alle ihre Wunder umfaßt, bin ich Ihm doch so bekannt, als wäre ich der einzige Gegenstand Seiner Aufmerksamkeit, als wäre Er mein Gott allein, als hätte Er nur für mich zu sorgen!

Dieselbe Betrachtung aber, die uns dringet, zu knieen und niederzufallen, und im Staube anzubeten den Ewigen, der uns erschaffen hat, — ruft in dem Ungläubigen den Zweifel wach, so daß jenes Wort inbrünstiger Verehrung, das einst der heilige Sänger sprach: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?“ — aus seinem Munde mit Hohn wiedertönt.

Die Jungfrau auf dem Lurley.

In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Lurley um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmuthiger Stimme sang, daß Alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu Grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgehalten wurden, wie das zarte Leben der Blumen sich im süßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendroth, und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihr Netz auswerfen sollten; und jedesmal, wenn sie den Rath der Jungfrau befolgten, thaten sie immer einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo sie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der

Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und sein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen, und ließ sich stromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug dem Lurley näherte. Seht ihr sie dort, die verwünschte Zauberin, denn das ist sie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie, am Abhange des Felsenbergs, nicht weit vom Strome saß, und einen Kranz für ihre goldenen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme, und war bald seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nöthigte die Schiffer, an den Fels anzufahren, und, noch einige Schritte davon, wollt' er an's Land springen, und die Jungfrau festhalten; aber er nahm den Sprung zu kurz, und versank in dem Strom, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammenschlugen.

Die Nachricht von diesem traurigen Begebniß kam schnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wuth zerrissen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den strengsten Befehl ertheilte, ihm die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen; doch bat er sich's aus, die Hexe ohne Weiteres in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste wieder aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dies zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umstellte mit seinen Reisigen den Berg in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drei der Beherztesten aus seiner Schaar, und stieg den Lurley hinan. Die Jungfrau saß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von fern kommen, und rief ihnen zu, was sie hier suchten? Dich, Zauberin, antwortete der Hauptmann. Du sollst einen Sprung in den Rhein da hinunter machen. Ei, sagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bei diesen Worten warf sie die Bernsteinschnur in den Strom hinab, und sang, mit schauerlichem Ton:

Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick' deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind!

Urplötzlich rauschte ein Sturm daher; der erbraus'te, daß weitum Ufer und Höhen vom weißen Gischt bedeckt wurden; zwei

Wellen, welche fast die Gestalt von zwei weißen Rossen hatten, flogen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sei, und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück und fanden dort, mit Erstaunen, den todtgeglaubten Sohn, den eine Welle an's Ufer getragen hatte.

Die Lurleyjungfrau ließ sich von der Zeit an nicht wieder hören, ob sie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberschiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.

Häuslichkeit des Bauernstandes.

Am Mittage ruhte Franz in einem Dorfe aus, das eine sehr schöne Lage hatte, hier traf er einen Bauern, der mit einem Wagen noch denselben Tag 4 Meilen nach seinem Wohnort zu fahren gedachte. Franz wurde mit ihm einig und ließ sich von ihm mitnehmen. Der Bauer war schon ein alter Mann und erzählte unterweges unserm Freunde viel von seiner Haushaltung, von seiner Frau und seinen Kindern. Er war schon 70 Jahre alt und hatte im Laufe seines Lebens mancherlei erfahren; er wünschte jetzt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehen zu können, wo er nie hingekommen war.

Franz war durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte, und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder, wunderweit entlegener Ort sei, so daß er die als Auserwählte betrachtet, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor der Behausung des Bauern an; kleine Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht hatte, sie wurde nicht müde zu fragen, und er beantwortete Alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet, und Alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl, um auszuruhen, ob er gleich nicht müde war.

Das Abendroth glänzte noch im Grase vor der Thür und die Kinder spielten darin; wie niedergeregnetes Gold funkelte es durch die Scheiben, und frisch roth waren die Angesichter der Knaben und Mädchen; knurrend setzte sich die Hauskatze neben Franz und schmeichelte sich vertraulich an ihn, und Franz fühlte sich so wohl und glücklich in der kleinen beengten Stube, so selig und frei, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Stunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Heerde der Küche die Hühnchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hatte Franz das Glück einer stillen Häuslichkeit, einer beschränkten Ruhe, sich so nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück und Alle nahmen fröhlich und guten Muthes die Abendmahlzeit ein, man sprach von der bevorstehenden Erndte, vom Zustande der Wiesen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenschaften jedes Hausthiers, aller Pferde und Ochsen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten sehr ehrfurchtsvoll, man fühlte es, wie der Geist einer schönen Eintracht sie Alle beherrschte.

Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herumdrängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte; die Alten mischten sich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von heiligen Märtyrern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten, je lieber würde es ihnen. Der Nachbar war auch willig und trug die heilige Geschichte der Genovefa vor, dann des heil. Georg, und Alle waren in tiefer Andacht verloren.

Abraham und der Fremde.

(Eine Parabel von Benjamin Franklin.)

Und es geschah nach diesen Dingen, daß Abraham in der Thür seiner Hütte saß, da die Sonne unterging. Und sah einen Mann, den das Alter niederbeugte, der kam aus der Wüste und lehnte sich auf seinen Stab. Und Abraham stand auf und ging ihm entgegen und sagte zu ihm: „Ich bitte Dich, kehre bei mir ein und wasche Deine Füße und bleibe zur Nacht bei mir, und

Du sollst morgen früh aufstehen und Deines Weges fürbaß ziehen." Aber der Mann sagte: „Nein! denn ich will unter diesem Baum mich niederlegen." Und Abraham redete ihm zu, daß er bei ihm bliebe, und der Mann ging in die Hütte, und Abraham buck ungesäuert Brod und gab es ihm zu essen. Und als Abraham sah, daß der Mann nicht Gott dankte, sagte er zu ihm: „Warum ehrst Du nicht Gott, den Allerhöchsten, den Schöpfer des Himmels und der Erde?" — Und der Mann antwortete und sprach: „Ich verehre den Gott nicht, von welchem Du sagst, er sei Dein Gott, auch rufe ich desselben Namen nicht an; denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht, der wohnt in meiner Hütte und versorgt mich mit allen Dingen." — Und Abraham ward zornig wider den Mann und erhub sich, und trieb ihn mit einem Stecken hinaus in die Wildniß. Und um Mitternacht rief Gott den Abraham und sprach: „Abraham, wo ist der Fremdling?"

Und Abraham antwortete und sprach: „Herr, er wollte Dir nicht dienen, noch wollte er Deinen Namen anrufen; darum habe ich ihn ausgetrieben von meinem Angesicht in die Wüste." — Und Gott sprach: „Habe ich Geduld mit ihm gehabt diese 198 Jahre, und ihn gekleidet ungeachtet seiner Empörungen wider mich; warum konntest Du, der Du doch selbst ein Sünder bist, nicht einmal eine Nacht ihn dulden?"

Und Abraham sagte: „Herr, zürne nicht mit Deinem Knechte! Ich habe gesündigt vor Dir. Ich bitte Dich, vergib mir!" Und Abraham stand auf und ging in die Wüste und suchte den Mann mit Fleiß, und fand ihn, und kehrte um mit ihm nach seiner Hütte, und pflegte sein, und ließ ihn Tages darauf fürder ziehen mit guter Gabe.

Und Gott der Herr sprach wiederum zu Abraham: „Deiner Sünde wegen, so Du an dem Fremdling begangen, soll Dein Same 400 Jahre in einem fremden Lande Leid tragen. Aber Deiner Buße wegen will ich ihn wieder erretten und er soll wieder mächtig werden, und sein Herz soll sich freuen und soll viel Gutes haben.

Die drei Missionare unter den Hottentotten.

Um einen Versuch zu machen, rohe Hottentotten zur Menschheit zu veredeln, wanderten Kicherer, Kramer und Edward

nach Afrika. Hier drangen sie unter großen Gefahren und Mühseligkeiten bis zum Zachstrome vor, und richteten ihre kleine Wirthschaft, ein Haus und einen Garten ein. Dann suchten sie durch Freundlichkeit und kleine Geschenke die wilden Buschmänner aus den unwirthbaren Gebirgen und Wüsten an sich zu locken. Es gelang. Aber auf welch' einer niedrigen Stufe erblickten sie dieses Volk! Ihr Gott war — — ein kleiner Käfer — das kriechende Blatt, dessen Bewegungen, Leben oder Tod, Glück oder Unglück, wie die Buschmänner glaubten, entscheide. Höchst verwildert, schmutzig, abscheulich waren Sitten und Gebräuche. Der mit Fett überschmierte Körper wurde zum höchsten Putze dann dick mit gelbem Sande überstreut. Die Wohnungen waren unterirdische Höhlen, unrein, dumpf und düster; die Nahrung — Schlangen, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Ameiseneier. Abscheuerregend die Verfassung des häuslichen und geselligen Lebens. Von ehelicher Zärtlichkeit, kindlicher, väterlicher, mütterlicher Liebe keine Spur. Geriethen Vater und Mutter in Zwist, so erwürgte der besiegte Theil gemeiniglich aus Rache die Kinder. Auch aus Mangel geschah es, wenn eine drückende Zeit eintrat. Alte Leute, auch die nächsten Anverwandten, wurden dem Hungertode Preis gegeben. Man setzte die Schale eines Straußeneies mit wenigen Nahrungsmitteln neben jene Unglücklichen, und ließ sie dann in der Wüste zurück.

Diese verwilderten Menschenkinder zur Menschheit zu erheben, — das war die Aufgabe, welche Kicherer und seine Genossen sich setzten, und deren Ausführung wenigstens einigermaßen glückte. Die guten Männer gaben den Wilden Anfangs kleine Geschenke, unterrichteten sie dann freundlich in solchen Künsten des Lebens, deren Nutzen schon auf den ersten Anblick einleuchtete, und wenn sie nun so ihre Herzen gewonnen hatten, suchten sie auch Gedanken der Religion, auf eine dem schwachen Verstande ihrer Zöglinge angemessene Weise, in deren Seelen zu erwecken. Bewunderung und Liebe des Allvaters, des mächtigen und hülfreichen, Erkenntniß und Unterscheidung des Guten und des Bösen, Liebe des Guten, Verabscheuung des Bösen, Reue und Besserung — das waren so etwa die Gegenstände, auf welche die drei Missionare ihre Belehrungen vorerst beschränkten. Des Morgens bei Sonnenaufgang, des Abends bei Sonnenuntergang wurden die feierlichen Gebete, Gesänge und Unterweisungen gehalten. Die übrige Tageszeit wurde mit Arbeit im Garten, im Felde,

im Hause zugebracht. Auch dem Unterricht der Kinder wurden bestimmte Stunden gewidmet.

Es dauerte nicht lange, so liebten diese noch kurz vorher so lieblosen Wilden ihre Lehrer so zärtlich, daß sie dieselben nicht anders nannten, als Vater. Aber sicher war darum das Leben dieser wackern Männer doch nicht; denn die benachbarten Horden der Wilden suchten sie oft mit vergifteten Pfeilen zu tödten. Einst war aus der Kapstadt ein schwerer Verbrecher entsprungen. Dieser hoffte bei den Missionaren Reichthümer zu finden, brach in ihre Wohnung ein und wollte sie ermorden. Gottes Vorsehung waltete aber über seine treuen Diener. Als die Behörden in der Kapstadt von Kicherer und seinen Genossen so viel Gutes hörten, boten sie ihnen eine einträgliche Stelle an; allein die edlen Männer zogen es vor, den armen Heiden das Evangelium zu predigen. Auch andere Stämme der Wilden baten bald darauf die Missionare um Belehrung; es waren namentlich die Korama's und Namaqua's am großen Orangefluß. Die Missionare reiseten hin, machten die nöthigen Vorbereitungen und ließen ihnen einige schon herangebildete Gehülfen zurück. Am Zachflusse erblickt man noch heutiges Tages eine schöne Kirche, ein massives Wohnhaus für die Missionare, umgeben von Gärten und Ackerland. Es ist das Werk der drei genannten edlen Männer. Die rheinische Missionsgesellschaft hat das Werk durch treue Boten fortgesetzt und wirkt namentlich segensreich unter dem Stamme der Namaqua's.

Wahre Freude.

Eine Freude unter allen
Hab' ich stets für wahr erkannt,
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob Alles trügt,
Unbefleckt von Groll und Neide;
Selig der, dem sie genügt:
Freude an der Andern Freude.

Gottes Vorsehung.

In das Magazin des reichen Kaufmanns Samuel Richter in Danzig trat ein armer, zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht!“ brummte der Beschäftigte, „mach', daß Du fortkommst!“

Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thür, als Herr Richter ihm entgegentrat. „Was gibt es denn hier?“ fragte er den Diener. „Ein unnützer Bettelbube!“ war des Buchhalters Antwort, der von der Arbeit kaum aufblickte.

Indem sah Herr Richter dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thür etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner, was hebst Du da auf?“ rief er ihm nach.

Der weinende Knabe wandte sich um und zeigte eine Stecknadel.

„Und was willst Du damit?“ fragte jener weiter.

„Mein Wamms hat Löcher,“ war die Antwort; „das größte steck' ich damit zu.“

Das gefiel Herrn Richter und noch mehr das schöne, einfache Gesicht des Knaben. „Aber,“ sagte er freundlich ernst, „schämst Du Dich nicht, so jung und gesund, wie Du bist, zu betteln? Kannst Du nicht arbeiten?“ — „Ach, lieber Herr,“ versetzte der Knabe, „ich verstehe nichts, und zum Dreschen und Holzspalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen todt, und meine arme Mutter und meine kleinen Brüder haben seit zwei Tagen nichts gegessen. Da bin ich denn in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleid angesprochen. Aber ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brod, seitdem aber Niemand einen Bissen wieder.“ Auf ähnliche Weise lügen die Bettler von Gewerbe ganz gewöhnlich, und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Noth. Der Kaufmann aber traute für diesesmal dem ehrlichen Gesicht des Knaben. Er griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte: „Hier ist ein halber Thaler; geh' dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brod, für Dich und Deine Mutter und Geschwister, die andere Hälfte aber bring' mir zurück.“

Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort. „Nun,“ sagte der grämliche Buchhalter, „der wird sich in's Fäustchen lachen und nie wiederkommen.“

„Wer weiß!“ antwortete Herr Richter, und schon sah er den Knaben im vollen Lauf zurückkehren, ein großes Schwarzbrod in der einen, das übrige Geld in der andern Hand.

„Da, lieber Herr," sprach er fast athemlos; „da ist das übrige Geld!" Gleich dahinter bat er heißhungrig um ein Messer, um sich ein Stückchen Brod abschneiden zu können. Der Buchhalter reichte ihm still sein Taschenmesser hin.

Eilfertig schnitt er sich eine Kruste ab und wollte schon einbeißen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brod zur Seite, betete still mit gefaltenen Händen ein kleines Tischgebet, dann ließ er sich das Brod vortrefflich schmecken.

Den Kaufmann rührte diese ungeheuchelte Frömmigkeit eines solchen Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimath und erfuhr aus dessen treuherzigen Mittheilungen: der Vater habe in einem vier Meilen von Danzig entfernten Dorfe gewohnt und ein kleines Haus und Gut besessen; das Haus aber sei abgebrannt, und manche Kränklichkeit hätte ihn gezwungen, den Acker zu verkaufen. Er habe sich hierauf bei einem reichen Nachbarn als Hirt verdungen, sei aber dem Kummer und der Anstrengung vor drei Wochen erlegen. Nun befinde sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankt, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elend. Er, der älteste, habe Hülfe suchen wollen, sei anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße gerathen und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen. Dem Kaufmann wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind, und den Knaben sah er so an, daß Gott denselben ihm zur Prüfung seiner Dankbarkeit zugesendet habe. „Höre, mein Sohn," fing er an, „hast Du denn wirklich Lust, etwas zu lernen?"

„Ach ja," rief der Knabe, „wie gern! Ich kann auch schon den Katechismus lesen und verstünde wohl noch mehr, aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag."

Herr Richter war plötzlich entschlossen. „Wohl," sagte er, „wenn Du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für Dich sorgen. Du sollst etwas lernen, sollst Essen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst Du Deine Mutter und Geschwister auch unterstützen."

Des Knaben Augen leuchteten vor Freude in des Kaufmanns Augen. Aber auf einmal schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts zu essen!"

Eben war, wie von Gott angewiesen, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsort in Herrn Richter's Haus getreten. Derselbige bestätigte alle Aussagen des Kleinen und übernahm es

gern, der Mutter wegen ihres Gottlieb Nachricht und von Seiten des Kaufmanns Brod und etwas Geld zu bringen. Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Geistlichen des Dorfes schreiben, worin die Wittwe der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für die Arme beigeschlossen und eine fernere Beisteuer verheißen wurde. Als dieses geschehen, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile anständige Kleidung und brachte ihn dann Mittags zu seiner Gattin, die er von des kleinen Gottliebs Schicksalen und den Plänen, welche er mit ihm hatte, genau unterrichtete. Die brave Frau versprach gern, ihn in den letzteren nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich ihr Wort.

In den vier nächsten Jahren bis zu seiner Confirmation mußte Gottlieb die Schulen der großen Handelsstadt besuchen; dann nahm ihn sein treuer Pflegevater auf das Geschäftszimmer, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank wie am Schreibpulte, zeichnete der heranreifende Jüngling sich nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch den redlichen Fleiß aus, mit welchem er sie benutzte; dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er die Hälfte regelmäßig seiner Mutter, bis dieselbe nach zwei seiner Brüder starb. Sie hatte ihre letzten Lebensjahre zwar nicht im Wohlstand, aber durch des edlen Richter's und ihres treuen Sohnes Beihülfe doch ohne drückende Sorge zugebracht.

Nach dem Tode der geliebten Mutter gab es für Gottlieb keine theureren Menschen als seinen Wohlthäter. Ihm zur Liebe wurde er ein eifriger Kaufmann. Er begann damit, den Ueberfluß seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benutzen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern zu verwenden. Als er hierdurch bei kleinem Vortheil und billigem Preise doch gegen 120 Thaler gewonnen hatte, traf es sich, daß er in seinem Geburtsort eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand, die sehr gut und dabei doch sehr wohlfeil im Ankauf war. Er bat seinen gütigen Pflegevater um einen Vorschuß von 200 Thalern, welchen dieser mit Freuden gewährte. Und das Geschäft gelang so wohl, daß Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von 500 Thalern besaß. Er unternahm jetzt gleichzeitig mit dem Flachshandel einen Handel mit Sackleinwand, und beide Erwerbszweige machten ihn in zwei Jahren um 1000 Thaler reicher.

Dieses geschah noch während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach Ende derselben fuhr Gottlieb fort, noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue zu dienen, trat dann in die Stelle des zu derselben Zeit gestorbenen Buchhalters und wurde drei Jahre später von Herrn Richter zum wirklichen Mitglied oder Theilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinns aufgenommen. Aber es war nicht Gottes Wille, daß dieser schöne Handelsbund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefesselt. Was liebende Dankbarkeit nur vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seinem Wohlthäter etwas zu vergelten. Er wurde durch verdoppelte Anstrengung die Hauptperson der ganzen Handlung, und doch wachte er ganze Nächte lang mit seines Wohlthäters trauernder Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem 65. Lebensjahre sanft entschlummerte. Kurz vor seinem Tode legte er noch die Hand seiner einzigen 25jährigen Tochter in die seines geliebten Pflegesohnes. Er hatte sie längst beide als seine Kinder betrachtet. Sie verstanden ihn, sie liebten einander und feierten still, liebevoll und ernst ihre Verlobung an seinem Sterbebette.

Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richter's Tod, war die Firma „Gottlieb B..., Samuel Richter sel. Erben" eine der geachtetsten in dem großen Danzig. Drei große Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut schien besonders über das Eigenthum ihres braven Herrn zu wachen. Dieser blieb auch in der That brav. Er ehrte seine Schwiegermutter wie ein Kind und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche auf's Zärtlichste, bis sie in ihrem 72. Jahre in seinen Armen verschied. Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 an den Bedürftigen that, das läßt sich hier nicht erzählen; aber Gott im Himmel hat es gesehen.

Da seine eigene Ehe kinderlos war, so nahm er die beiden ältesten Kinder seiner zwei noch lebenden Brüder (jetzt wohlhabende Landleute) zu sich in's Haus und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demuth zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn segenbringende Stecknadel, die jetzt an einem sehr feinen, holländischen Tuchrock prangte, und vermachte diese Stecknadel zum fortgehenden Erbstück für den, welcher der älteste in der Familie sein würde. Es sind erst wenige Jahre, seit dieses Kind des Elends, des Glücks und des frommen Fleißes in stillem Frieden aus der Welt hinwegschied.

Ps. 37, 37. Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen.

Der Findling und seine Mutter.

Wenn ich dem kleinen Leser eine rührende Geschichte von einem Findling und seiner Mutter erzählen will, so muß ich ihn vorab mit einer Einrichtung bekannt machen, welche die Menschenliebe und das Mitleid in großen Städten, wie Paris, London u. s. w., getroffen hat. Ein Findling heißt ursprünglich ein gefundenes Kind, welches in der Regel von unbarmherzigen Müttern ausgesetzt worden. Da nun solche unglückliche Kinder häufig starben, bevor ein mitleidiges Herz sich ihrer annahm, so errichtete man sogenannte Findelhäuser, wo solche arme Geschöpfe Aufnahme und Pflege fänden. Das große Findelhaus in Paris, wo unsere Geschichte ihren Anfang hat, nimmt durchschnittlich in jedem Jahre 5000 Kinder auf. Die Aufnahme der Kinder geschieht bei Tage und bei Nacht, ohne daß man weiß oder forscht, woher sie kommen. Beim Ertönen der Hausglocke wird der zum Hineinlegen des Kindes bestimmte Korb von der Außenseite der Mauer leicht nach innen gewendet und alles darin Vorgefundene sorgfältig verzeichnet und aufbewahrt, um der Mutter mit Gewißheit ihr Kind, das sie vielleicht nach Jahren zurückfordert, wiedergeben zu können. Die gesunden und starken Findlinge werden sogleich auf das Land in Pflege gebracht und bleiben dort bis zum 12. Jahre, wo sie in das große pariser Waisenhaus kommen. Wie viele unglückliche Kinder würden um's Leben gebracht werden, wenn diese Anstalt nicht bestände! Wie viele würden, wenn sie auch am Leben blieben, als verwahrloste und verdorbene Menschen aufwachsen! Nun zu unserer Geschichte!

Es mögen jetzt etwa fünfundzwanzig Jahre her sein, als in Paris die Cholera wüthend um sich griff und unerbittlich ihre Opfer verlangte. Da gab es viel Noth und Leid, namentlich unter der ärmeren Klasse. Auf einem Dachstübchen wohnte ein junges Ehepaar, kaum ein halbes Jahr verheirathet. Der junge Mann war ein Fabrikarbeiter und seine Frau suchte den Erwerb durch feine Handarbeiten, in denen sie geübt war, nach Kräften zu vermehren. Die Leutchen, obgleich in dürftigen Umständen, lebten sehr glücklich und zufrieden; denn der Hände Fleiß schaffte

den nöthigen Unterhalt, und — was mehr war als das tägliche Brod, war dies — sie hatten einander herzlich lieb.

Doch dieses häusliche Glück sollte nicht lange währen; denn die Cholera ergriff auch den Mann und innerhalb 24 Stunden war er eine Leiche. Josephine, so hieß die junge Frau, war untröstlich über den Verlust; und dazu gesellte sich die Sorge um die Zukunft. Drei Monate später bekam sie ein Knäblein, dem sie in der heiligen Taufe den Namen Jean beilegen ließ. Nun wuchs die Noth mit jedem Tage; denn sie konnte nichts mehr verdienen, und die kleinen Ersparnisse waren aufgezehrt. Die Quelle des Lebens für ihr Kind, die Mutterbrust, war versiegt. O, da durchzuckten sie namenlose Schmerzen; um wenigstens das Leben ihres Kindes zu retten, faßte sie den Entschluß, dasselbe dem Findelhause zu übergeben. Zuvor ätzte sie ihm auf den linken Arm ein Kreuz und den Namen seines Vaters. Dann wankte sie hin zum Findelhause. Als sie das riesige Gebäude erblickte, fing sie heftig zu weinen an. Lange stand sie an der kalten Mauer, den Kopf dicht an das Gesicht des schlummernden Kindes gedrückt, heftig weinend und schluchzend. Da erwacht das Knäbchen, von ihren süßen Thränen und Küssen berührt. Mit krampfhaft zuckender Hand greift die Mutter nach dem Schellenzuge; einige Augenblicke später öffnet sich die Kluft, die ihr Kind aufnehmen soll. Zwei schwielige Hände streckten sich hervor und ergriffen den wimmernden Säugling. Noch einen Kuß, den letzten, preßte die unglückliche Mutter auf seine rothen Lippen; es war ihr, als müsse sie alle Liebe und allen Schmerz mit Eins in die zarten Züge desselben prägen. Das Kind ward zurückgezogen, der Schieber schloß sich. Gebrochenen Herzens wankt die unglückliche Wittwe von dannen und sinkt bewußtlos auf das Trottoir nieder. Mitleidige Menschen bleiben endlich stehen und man bringt die Unbekannte in ein Hospital. Ein schweres Nervenfieber hat sie ergriffen; wilde Fieberträume durchzucken die Unglückliche, das klare Bewußtsein ist geschwunden. Treue Pflege der barmherzigen Schwestern, umsichtige Behandlung eines verständigen Arztes überwinden endlich mit Gottes Hülfe das heftige Fieber. Die Krankheit ist gebrochen, aber nun tritt auch die Abspannung und mit ihr die todesmüde Mattigkeit ein. Pflegende Hände sind stets um sie beschäftigt, und die Besserung fängt endlich an bemerklich zu werden.

Vollständig genesen, erfährt nun Josephine, daß man sie auf der Straße gefunden und in's Hospital gebracht habe, erfährt

auch den ganzen Verlauf ihrer Krankheit und daß sie schon mehrere Monate sich hier befinde. Da quillt ihr Herz über von Dankbarkeit gegen Gott und ihre Wohlthäter; und es reift bei ihr ein schöner Entschluß: sie bittet um Aufnahme unter die barmherzigen Schwestern, damit sie sich auch fortan dem Dienste der Kranken und Elenden widmen könne, um so ihre Schuld abzutragen. Ihr Wunsch wird erfüllt, und nachdem sie einige Monate die Probe bestanden, wird sie eingekleidet.

Wir übergehen nun einen Zeitraum von etwa 18 Jahren. Es war in neuester Zeit ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen und Frankreich und England standen den Türken bei, damit Rußland sich nicht noch mehr vergrößern möchte. Es war dies der sogenannte Krimkrieg, in welchem es so blutig herging, namentlich bei der Belagerung von Sebastopol. Um den verwundeten Kriegern die nöthige Pflege geben zu können, waren viele barmherzige Schwestern aus Paris nach dem Kriegsschauplatze abgegangen; unter ihnen befand sich auch Josephine. Mit größter Aufopferung widmete sie sich ihrem Berufe und war in den Lazarethen, bald sogar auf dem Schlachtfelde thätig, die Verwundeten zu verbinden und zu pflegen. Eines Tages erhielt sie den Befehl, den Chirurgen beizustehen, welche mehrere Amputationen vorzunehmen hatten. Amputiren heißt irgend einen zerschmetterten oder verwundeten Theil des Körpers wegnehmen. Die Operationen sind gewiß sehr schmerzhaft, und es gehört große Seelenstärke dazu, dabei zu sein, wenn Jemandem ein Arm oder ein Bein abgenommen wird. Josephine erfüllte ihren Beruf mit größter Hingebung. Schon hatten mehrere Verstümmelte die Amputation überstanden. Jetzt kam man zu einem sehr jungen Krieger, dem der Arm durch eine Kugel zerschmettert war. Josephine streift ihm das Hemd ab, um den Arm zu entblößen, und — ein Schrei der Ueberraschung entfährt ihr —, denn sie hat das Kreuz mit dem Namenszuge ihres verstorbenen Mannes erblickt. Thränen entströmen ihr und sie drückt den Verwundeten an ihre Brust mit den Worten: „Mein Sohn! mein Sohn!“ Aerzte und Offiziere stehen erstaunt umher. Als sie sich endlich etwas gesammelt hat, gibt sie in kurzen und klaren Worten ihr trauriges Geschick zu erkennen. Die Theilnahme war sehr groß und der junge Krieger wurde reichlich beschenkt. Der linke Unterarm mußte leider abgenommen werden;

jedoch die Wunde heilte glücklich unter der treuen Behandlung einer liebenden Mutter.

Als die invalide gewordenen Krieger nach Frankreich zurückkehrten, bemerkte man einen jungen Soldaten am Arme einer barmherzigen Schwester: es war Josephine und ihr Sohn Jean, der Findling.

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. *)

Personen:

Ein Zigeuner mit seiner Frau. Ein Holzhacker. Ein Geizhals und seine Frau.

Erster Auftritt.

Zigeuner und seine Frau. Der Holzhacker.

Zigeunerfrau. He, blanker Bruder, zeig' mir Deine flache Hand und laß Dir Glück prophezeien.

Tagelöhner. Wenn Ihr mir's nicht an der Nase ansehen könnt, so scheert Euch zum Kuckuk!

Zigeuner. Schämt Euch, so gotteslästerlich zu sprechen. Es könnte Euch gereuen! Wer weiß, ob nicht ein Schatz in Eurem Hause —

Tagelöhner. Ich habe meinen Schatz im Hause, den kenne ich und will von weiter nichts wissen, und damit Holla! Wollt Ihr Schätze heben, so geht lieber nebenan zu meinem Nachbar, der hat Raupen im Kopfe und wird für Euch passen. (Er kehrt ihnen den Rücken.)

Zweiter Auftritt.

Zigeuner und Zigeunerin. Der Geizhals.

Zigeuner. So verfällt die Religion! Nirgends Glaube mehr! Die verdammte Aufklärung bringt uns um all' unser Brod. Gott erbarm's! (Klopft beim Nachbar an.) Gott grüß' Euch, blanker Bruder! Habt Ihr Geld vergraben, oder liegt ein Schatz in Eurem Hause? Seht, seht das Wünschelrüthlein, wie es nach der Erde zuckt! Da liegt Gold oder altes Silber.

Geizhals. Kann wohl was dran sein! Meine Frau hat die Nacht geträumt vom blauen Flämmchen im Keller.

---

*) Diesen Scherz müssen fünf Personen vorlesen, und wenn sie's dann gut machen, so gibt's etwas zu lachen! B.

Zigeuner (zu seiner Frau). Siehst du, Frau! — hab' ich's nicht gesagt? Die Sache ist richtig! — (Er schlägt in einem Buche nach.) Das Geld ist im dreißigjährigen Kriege vergraben.

Geizhals. Was habt Ihr da für ein Buch?

Zigeuner. Es ist das zweite Buch der Offenbarung Johannis, das aus der Bibel verloren gegangen.

Geizhals. Also das habt Ihr? Vielleicht auch das sechste Buch Moses? Davon hab' ich schon viel gehört und lange darnach gestrebt. Was steht denn von meinem Schatze darin?

Zigeuner. Das geht so schnell nicht! Wir wollen erst sehen, ob die Himmelszeichen günstig sind. (Er sieht in einem Buche nach.) Der Schatz kann gehoben werden. Aber Euer Geld im Schranke und der Schatz in der Erde vertragen sich nicht. Ihr müßt erst sieben Siegel mit drei Kreuzen darum legen, sonst verschwindet Euer Geld und der Schatz wird auch zu Kohlen. Langt Eure Kasse heraus, schlagt ein Tuch herum, macht drei Kreuze darauf; ich will die sieben Siegel herumlegen.

Geizhals (holt einen Topf mit Geld vor, der versiegelt wird).

Zigeuner. Nun schließt ihn in Gottes Namen wieder ein. Hocus Pocus! Abara Ratabara!

Geizhals. Aber, wie kommen wir denn nun zu dem verborgenen Schatze?

Zigeuner. Versprecht Ihr mir die Hälfte davon, so will ich's Euch sagen.

Geizhals. Die Hälfte ist zu viel. — Aber ein Viertel!

Zigeuner. Das wäre auf mein Theil 2000 Thaler und Ihr bekämet 6000! — Nun, es mag drum sein. (Er langt in die Tasche und zieht ein großes wächsernes Ei heraus.) Seht hier ein Basiliskenei. Darin steckt ein Hahn, der kann in drei Stunden ausgebrütet werden, wenn ein Mann, und eine Frau, und wieder ein Mann, nach einander darauf sitzen, ohne ein Wort mit irgend Jemandem zu sprechen, wobei sie jedoch immer halb laut murmeln müssen: Salomo's Siegel, löf' dich vom Riegel! Abara Ratabara! Könnt Ihr das wohl behalten und nachsprechen?

Geizhals (lernt es nach einigen unbeholfenen Versuchen und spricht): Salomo's Siegel, löf' dich vom Riegel! Abara Ratabara! — Aber was wird denn weiter?

Zigeuner. Habt Ihr erst eine Stunde auf dem Ei gesessen, und dann mein Weib und zuletzt ich, so kommt der Hahn aus dem Ei. Der kräht dreimal, läuft nach dem Platz, wo der Schatz liegt und scharrt dort. Dies ist das Zeichen. Man

merkt sich genau die Stelle, schlachtet den Hahn, träufelt das Blut darauf, dann ist der Geist gebannt, man gräbt nach und kann ohne Weiteres den Schatz heben.

Geizhals. Gottes Wunder sieht man jetzunder.

Zigeuner. Nun, habt Ihr wohl ein Kämmerchen, wo wir das Nest machen können?

Geizhals. Ja, ja, hier nebenan.

(Die Zigeunerfrau macht das Nest, das Ei wird hineingelegt, und der Bauer setzt sich darauf.)

Zigeuner. Nun sitzt mäuschenstill und murmelt immer sachte in den Bart: Salomo's Siegel, löf' dich vom Riegel ꝛc. Meine Frau wird bei Euch bleiben, um alle bösen Geister abzuwehren. Ich aber werde die Thür zumachen, daß Euch Niemand störe. (Er macht die Kammerthür zu.)

(Der Zigeuner allein in der Stube. Er nimmt einen Dieterich, schließt den Geldschrank auf und nimmt den versiegelten Topf heraus — und schüttet das Geld in seine Tasche; hierauf schließt er den Schrank wieder zu und spricht lachend): Brüte nur, alter Narr! Die Eier hier im Topfe sind unterdeß ausgekommen und die Küchlein sollen wohl schmecken! — Wenn ich nur meine Frau erst aus der Kammer erlöset hätte. (Er öffnet die Thür.) Rührt Euch um Gottes willen nicht, Vater, und brechet mir das Ei nicht entzwei, sonst kann Euer ganzes Haus abbrennen und Alles ist vergebens.

Die Zigeunerin. Horch' einmal, Mann, mir ist, als hörte ich's im Ei schon pipen!

Zigeuner. Gutes Zeichen! Nun aber, Weib, thue geschwind das Deinige, und blase in den Schornstein draußen, daß uns der Böse nicht hineinfährt.

Sitzt um Gottes willen stille, Vater! Jetzt ist der gefährlichste Augenblick. Wir kommen gleich wieder. (Sie gehen heraus und riegeln den Bauer in die Kammer ein.)

Nun brüte, alter Geck, daß du schwarz wirst! Du aber, Weib, komm' und laß uns laufen. Ich habe die Küchlein in der Tasche! (Sie entfliehen.)

Dritter Auftritt.

Die Bauerfrau kommt zu Hause.

Bauerfrau. Keiner hier? He, Vater, wo bist Du? — Alles still! Die Kammerthür verriegelt! (Sie schließt sie auf und sieht den Mann auf dem Neste.) Um Gottes willen, was soll das

heißen? Mann, bist Du toll geworden? (Er winkt ihr zu schweigen. Sie fährt über ihn her und zerrt ihn heraus. Sie balgen sich.)

Geizhals. He! um Gottes willen! Du bringst mich um all' mein Glück, Du Satansweib, Du Hexe, **Abara Ratabara!** Ich hörte den Hahn schon pipen.

Frau. Sind etwa die infamen Gauner, die Zigeuner, hier gewesen? Sie begegneten mir vor dem Dorfe. Du hast Dir doch Dein Geld nicht gar stehlen lassen? Wo ist es?

Mann. Es steht versiegelt im Schranke. Du Satansweib, um den Schatz hast Du mich gebracht. O, ich unglücklicher Mann!

Frau. Wo ist der Schlüssel! Geschwinde her! (Sie schließt den Schrank auf, und stürzt wie vom Schlage gerührt, zurück.) Richtig, das Geld ist fort — da steht unter dem Schranke der leere Topf. (Sie rauft sich die Haare aus.) Komm', laß uns laufen, läuten, stürmen und nachsetzen. (Beide stürzen heraus.)

(A. Zarnack.)

Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

Ja, wer die kennte! denkt der Leser. Freilich, ich verstehe sie auch noch nicht ganz, aber ich übe mich in dieser Kunst und habe etwas davon in Erfahrung gebracht; probir's einmal, ob's hilft. Also: Nimm dir jeden Morgen vor, heute Jemand zu erfreuen und, so viel du kannst, glücklich zu machen. Geh' dann an deine Arbeit und thu' vor Allem deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich die Gelegenheit dazu darbietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was du dem Andern schenkst oder bereitest, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus und Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem Andern zubringt, diesem, so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu Gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Spruch.

Der Glückliche, den mit des Ueberflusses
Vielfält'gem Segen die Natur umringt,
Wie groß erscheint die Fülle des Genusses,
Verglichen mit dem Opfer, das er bringt,
Wenn er, der Pflichten göttlichste zu üben,
Zu welchen ihn des Himmels Gunst bestimmt,
Ein Herz erheitert, welches Sorgen trüben,
Ein Auge trocknet, das in Thränen schwimmt.

Prinz Ludwig von Preußen.

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr allesammt!
Doch kein Teufel weiß jetzunder,
Wie sein Säbel, Gottes Wunder!
In die Zöpfe einst geflammt.

Auf und laßt die Fahnen wehen!
Anno fünf ist es geschehen,
Anno fünf zu Altenburg!
Prinz Ludwig bei Spiel und Mahle
Saß allda beim Vogt im Saale,
Zechte flott die Herbstnacht durch.

That's mit hundert Offizieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfrisirten Puderkopf;
Seitenlöcklein, wohlgebacken
Und gekleistert, und im Nacken
Steif und starr den alten Zopf.

Gläser klirrten, Lieder schallten,
Die Champagner-Pfropfen knallten —
Dreimal hoch das Hauptquartier!
Tafelmusik rauschte munter,
Meister Dussek mitten d'runter
Dirigirte am Clavier.

Ist der Prinz empor gesprungen,
Hat er hoch sein Schwert geschwungen,
Zugelacht dem Freunde dann:
„Hackbrettschläger, jetzt an's Hacken!
Hack' den Zopf mir aus dem Nacken!
Heute soll'n die Zöpfe d'ran!"

Meister Dussek nahm den Degen,
Thät den Zopf auf's Tischtuch legen,
Auf den Knieen lag der Prinz;
Dussek hieb mit scharfem Streiche,
Auf der Tafel lag die Leiche,
Sechsundfünfzig Jahre sind's!

Tusch! Das fuhr durch alle Köpfe!
Laut schallt's: „Pereant die Zöpfe!"
Das war eine Wirthschaft heut'!
Oberst, Kapitain und Junker —
Hieb sich ab den garst'gen Klunker —
Ja der Zopf ließ Haare heut'.

Dieses in dem Preußenheere
War'n die ersten Zöpf', auf Ehre,
Die da abgeschnitten sein.
Zopflos in den lieben Himmel
Rückt' aus Saalfeld's Schlachtgetümmel
Ludwig Ferdinandus ein.

Noch im Dreispitz mit der Krempe,
In der Hand die blut'ge Plempe,
Kam er, — doch der Zopf war ab!
Drob der alte Fritz erstaunte
Und ihm eine gutgelaunte
Oheimliche Nase gab. —

Der Armeezopf liegt erstochen,
Jena's Zopf auch ist gerochen,
Doch manch' and'rer macht sich breit.
Wann zerfetzt uns die ein Retter?
Ludwig, schick' ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieser Zeit!

Räthsel.

Der Wunderdoktor.

Wie heißt der Wunderdoktor doch,
Er liegt in einem tiefen Loch,
Und wenn er kommt an's Tageslicht,
So siehst du gern sein hell Gesicht.

Und läuft er in ein wildes Haus,
Wie schreit er da so roh heraus,
Doch findet er ein zärtlich Herz,
So weint er süß vor Liebesschmerz!

Und stößt er auf ein lustig Blut,
So lacht er, daß ihm's wehe thut;
Doch bei dem Melancholicus
Spricht er nur Aerger und Verdruß.

Er hat manch' schöne Kur gethan,
Vom Tod gerettet manchen Mann;
Doch auch, obwohl er immer lacht,
Viel treue Kunden umgebracht.

Als Junge hat er ausgetobt,
Als Mann die beste Kraft erprobt,
Und wenn er milder wird als Greis,
Verdienet er den ersten Preis.

ADAM ADT

Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black